

Von Hogans und Humpies

Die Indianer Nordamerikas und die australischen Aborigines haben vieles gemeinsam, unter anderem, dass sie in Europa das Bild ihrer jeweiligen Heimatländer nachhaltig prägen und dass es im heutigen Europa keine ihnen entsprechenden Bevölkerungsgruppen gibt. Am ehesten könnte man sie noch mit den Sinti und Roma vergleichen, die ebenfalls dazu herhalten können, der Anlass zu mehr oder minder romantischen Vorstellungen von dem "Anderen" zu werden, der mitten unter uns ist. Zynisch könnte man allerdings sagen, dass die Sympathiewerte für diese Menschen, die gerade wegen dieses Romantisierungspotentials sehr hoch sein können, umgekehrt proportional zu der Nähe zu eben diesen Menschen ist. Je weniger man mit ihnen direkt zu tun hat, desto positiver ist das Bild, das man von ihnen im Kopf trägt. Der edelste der edlen Indianer heißt ja bekanntlich Winnetou und wurde von einem sächsischen Knastbruder erfunden, der zu jenem Zeitpunkt weder Amerika noch einen Indianer jemals zu Gesicht bekommen hatte.

Das Empfinden der Angehörigen der dominanten Bevölkerungsgruppen ist in allen drei Fällen von mehr oder minder zugegebenen oder verdrängten Schuldgefühlen geprägt, denn es kann letztlich kaum ernsthaft bezweifelt werden, dass diesen Minderheiten übel mitgespielt wurde. Die Unterschiede sind allerdings gravierend. Während die Sinti und Roma ob ihres Kinderreichtums in einigen Teilen Europas bei einigen Menschen Überfremdungsängste wecken, wären solche Befürchtungen bezüglich der indigenen Bevölkerung in Nordamerika oder Australien völlig absurd, entsprechende Phobien können sich dort höchstens über die spanischsprachige Minderheit oder über die Asiaten breitmachen. Das halbwegs realistische Bedrohungsszenario in diesen Ländern ist völlig anders geartet: Die Indianer beziehungsweise die Aborigines könnten, da sie eine kleine Minderheit bilden, völlig in der dominanten Bevölkerung aufgehen und sowohl biologisch als auch kulturell untergehen. In der Sprache der Rassisten ausgedrückt: Man könnte sie wegzüchten, es gäbe dann irgendwann nur noch weiße Indianer oder weiße Aborigines, die dann aber mit der Zeit eben keine Indianer bzw. Aborigines mehr wären.

Welche Rolle nun die biologische Abstammung für die Zugehörigkeit zu indigenen Völkern spielt, ist keinesfalls leicht zu beantworten. In der einen oder anderen Reservation der USA kann man groß gewachsenen, blonden Indianern mit blauen Augen begegnen, die nach weiland gängigen Stereotypisierung mehr dem vermeintlich "*nordischen*" Menschentyp entsprechen als, von Heydrich mal abgesehen, die gesamte Nazielite im Dritten Reich. Aber sie können zweifelsohne Indianer sein und sich als solche fühlen. Sie werden mitunter auch von den für sie relevanten Menschen als solche angesehen. Was aber als Einzelfall durchgehen mag, kann in der Masse absurd werden. Es ist nicht ganz leicht sich einen Indianerstamm vorzustellen, in dem die überwiegende Mehrheit der Angehörigen ganz oder größtenteils europäischer Abstammung ist. Die Frage aber, wer nun tatsächlich ein Aborigine oder ein Indianer ist, kann durchaus auch im einundzwanzigsten Jahrhundert politisch relevant werden, vor allem dann, wenn die Zugehörigkeit mit gewissen Rechten und Privilegien verbunden ist. Als 2011 etwa der zweitgrößte Indianerstamm der Vereinigten Staaten allen "*Cherokee*", die überhaupt keinen Cherokee-Blut in den Adern hatten, die Stammeszugehörigkeit absprach, wurde der Vorfall und die recht kritische Reaktion auf diese Maßnahme auch in der europäischen Presse erwähnt.

Man könnte geneigt sein, die Zugehörigkeit zu einer Nation über die Muttersprache zu definieren, was allerdings konsequent zu Ende gedacht zu der etwas absurden Feststellung führen müsste, dass die meisten Schotten keine Schotten seien. Und dennoch: man kann sich beim besten Willen keinen Ungarn vorstellen, der nicht ungarisch sprechen kann. Aber auch

hier sind die Grenzen fließend. Ein Magyare suchte einst im tiefsten Süden der Vereinigten Staaten nach einem entlegenen Farm ungarischer Einwanderer. Nachdem er sich endgültig verfahren hatte, kam er an ein Haus, vor dem ein afroamerikanischer Knabe spielte. Er sprach ihn an, worauf der Schwarze im besten Puszta-Ungarisch ins Haus rief: "Mama, hier ist jemand der nicht gescheit Englisch kann." Nach der Muttersprachendefinition war dieser Afroamerikaner ein Ungar, obwohl er nie in Ungarn war und damals von den wenigsten Ungarn spontan als ein solcher angesehen worden wäre.

Dass die Erhaltung und Pflege der einheimischen Sprachen aber ein wesentlicher Teil der Bewahrung indigener Kultur darstellen, ist so offensichtlich, dass auch rechte Ideologen von dieser Tatsache ausgehen. Vor nicht allzu langer Zeit versuchten englische Pädagogen die walisische Sprache aus walisischen Kindern herauszuprügeln, und die indianischen Sprachen wurden in den berüchtigten Internaten, wohin man Kinder der indigenen Bevölkerung mehr oder minder freiwillig verfrachtete, nicht gerne gesehen. Andererseits ist es natürlich auch wahr, dass, wenn man den Kinder in Amerika oder in Australien Englisch nicht auf einem sehr hohen Niveau beibringt, sich an ihren Lebenschancen versündigt.

In einen fast unlösbaren Konflikt gerät ein indigener Künstler, dessen Rohmaterial die Sprache ist. Er hat die Möglichkeit, in seiner Muttersprache zu schreiben und das Geschriebene dann, um damit einen Lebensunterhalt verdienen zu können, ins Englische zu übersetzen oder gleich auf Englisch zu schreiben. Wenn er im zweiten Fall dann auch noch traditionell europäisch geprägte Gattungen, wie zum Beispiel den Roman, übernimmt, dann schreibt er aber keine indianische oder aborigine Literatur mehr sondern englische. Das heißt natürlich nicht, dass diese Werke höchsten Ansprüchen nicht genügen könnten, hohe Literatur kann man ja auch in einer Fremdsprache produzieren, siehe zum Beispiel die lateinische Dichtung der Neuzeit, die aber in den nationalen Geschichten der Literatur traditionell dann doch eher eine untergeordnete Rolle spielen.

Indigene Schriftsteller aus Nordamerika und Australien, die auf Englisch schreiben, haben inzwischen im "weißen" Kulturbetrieb mehr als nur vereinzelte Achtungserfolge aufzuweisen, aber die meisten narrativen Texte über sie stammen nach wie vor nicht von ihnen. Als die Mitarbeiter des Klett-Verlages Anfang der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts für den Schulgebrauch in der Oberstufe ein Erzählband mit dem Titel Native American Short Stories herausbrachten, nahmen sie darin auch eine Geschichte eines gewissen "Mary Whitebird" mit dem Titel "Ta-Na-E-Ka" aus dem Jahr 1973 auf, in der die Konfrontation zwischen der modernen Welt und den althergebrachten Initiationsriten am Beispiel eines Mädchens gut verständlich und sehr menschlich dargestellt wird. Schüler fühlen sich gelegentlich aber irgendwie betrogen, wenn man ihnen mitteilt, dass Mary Whitebird ersten ein Mann und zweitens ein weißer Mann ist.

Im speziellen Falle des Krimis gibt es einige indigene Detektive, die beim Publikum gut ankommen, aber ihre Schöpfer sind meist völkerkundlich mehr oder minder gut qualifizierte Weiße. Einer der ersten dieser "ethnic detectives" heißt etwas überraschend Napoleon Bonaparte (abgekürzt "Bony") und ermittelt in Australien. Sein Schöpfer, Arthur W. Upfield, wurde nicht einmal "down under" geboren, verbrachte zwar den größten Teil seines Lebens auf dem fünften Kontinent, als er aber sich daran machte, seine Autobiographie zu schreiben, nannte er diese The Tale of a Pommy, und "Pommy" ist bekanntlich ein halb scherzhafter, halb beleidigender Ausdruck für Engländer. Die Bony-Romane wurden zwar auch in Australien gelesen, das Einkommen, das Upfield ein recht angenehmes Leben ermöglichte, wurde aber in Europa und in Amerika erwirtschaftet. Ob und in welchem Umfang diese Krimis auch von indigenen Lesern konsumiert wurden, war für ihren kommerziellen Status völlig irrelevant.

Upfield (Jahrgang 1890) entwarf seinen Protagonisten in einer Zeit, als Rassismus noch nicht nur salonfähig war, sondern einigen Kreisen sogar als besonders fortschrittlich galt. In vereinfachter Form täuscht diese Ideologie vor, alle Menschen würden einer von wenigen Rassen angehören, die trotz aller Vermischungen klar definierbar seien. Die Menschen sollen durch diese Zugehörigkeit in ihrem innersten Wesen geprägt sein. Sowohl in intellektueller, als auch in kultureller und moralischer Hinsicht existiere eine klare, unumstößliche Hierarchie der Rassen, die man sich also keinesfalls als gleichberechtigt oder gleichwertig vorstellen könne. Aus diesen vermeintlichen Tatsachen konnte man nun radikalere oder weniger radikale moralische und/oder politische Konsequenzen ziehen und im Extremfall die Ausrottung einer als parasitär gedachten Rasse anstreben, was ja bekanntlich dann auch tatsächlich versucht worden ist.

Für eine Sorte von extremen Rassisten ist die von solchen Leuten so genannte "*Rassenschande*", also die reale oder die potentielle Zeugung von Mischlingen, so etwas wie die unverzeihliche Sünde. Diese ideologische Vorstellung kann man recht gut darstellen, wenn man Einfachheit halber von der Existenz von nur zwei Arten von Menschen ausgeht, die entweder der guten Alpharasse oder der minderwertigen Omegarasse angehören. Wenn nun ein Alphamännchen seine Sexualenergie an Omegaweibchen verschwendet, dann kommt er, so die Rassisten, seiner Verpflichtung hochwertigen Nachwuchs zu zeugen nicht im vollen Umfang nach. Gleichzeitig bringt er mit seinen Mischlingskindern die Weltordnung, die auf der natürlichen Unterordnung der Omegamenschen beruht, durcheinander, weil der Mischling unter Umständen Charaktereigenschaften entwickeln kann, die eben diese naturgegebene Harmonie gefährden. Ist Rassenschande schon bei einem Alphamännchen ein schweres Vergehen, so ist sie bei einem Alphaweibchen noch schlimmer. Bei solcher Wertung gehen Rassismus und Sexismus nämlich eine unheilige Allianz ein. Wenn also eine Alphafrau Geschlechtsverkehr mit einem Omegamann gehabt hat, dann ist sie für Zucht hochwertiger Menschen unbrauchbar geworden, erstens sozial, weil sich kein anständiger Alphamann mehr mit ihr einlassen wird, zweitens aber auch biologisch, denn, wie es ein bildungsbeflissener, politisch aktiver und korrekter deutscher Jungmann von dem einst so geliebten Frankenführer Julius Streicher erfahren konnte, der männliche Samen wird von dem weiblichen Mutterboden aufgesaugt und geht so in das Blut der Frau über. Nach einmaligem Geschlechtsverkehr mit einem Minderwertigen ist die Frau für immer vergiftet und sie kann ihr Leben lang nur noch Mischlinge gebären, also Bastarde, "*das heißt hässliche Menschen von unstetem Charakter und mit Neigungen zu körperlichen Leiden.*" Upfields Napoleon Bonaparte ist ein Mischling, wenn auch anderer Art.

In Bonys Heimat Australien wie auch in allen anderen Ländern mit Bewohnern aus verschiedenen "*Rassen*", werden und wurden zwangsläufig Mischlingen gezeugt. Der Sexualtrieb kann weder durch Staat noch durch Gesellschaft, weder durch Religion noch durch echte oder unechte Wissenschaft total kontrolliert werden, er ist in seinem Wesen grenzüberschreitend und anarchisch. In Siedlergesellschaften, insbesondere im Grenzgebiet zwischen Wildnis und Zivilisation, also im Wilden Westen Amerikas oder im Outback Australiens, gab es, um weiter die Sprache der Rassisten zu benutzen, einen spürbaren Mangel an Alphaweibchen, in diesem Fall also an weißen Frauen. Männer, die nicht geduldig auf den spontanen nächtlichen Samenerguss warten wollten, hatten oft ein Problem, das neben Selbstbefriedigung, homosexuelle Beziehungen und Geschlechtsverkehr mit Tieren eben auch durch sexuellen Umgang mit indigenen Frauen gelöst wurde. Bei dem damaligen Stand der Verhütung ließen die sichtbaren Folgen dieses Verhaltens nicht lange auf sich warten.

Die klassische geschlechtsspezifische Doppelmoral, nach deren Bestimmungen nur ein Mann und eben keine Frau außerehelichen Sex haben kann ohne sich zu entehren, erfuhr gerade in Siedlergesellschaften durch Frauenmangel und Rassismus eine drastische Verstär-

kung. Die Vorstellung, eine der wenigen weißen Frauen könnte freiwillig mit einem "Abo" schlafen, war äußerst unangenehm, der schwarze Mann sah sich da bald in die Rolle des Vergewaltigers gedrängt und wurde entsprechend sonderbehandelt. Und selbst dann, wenn er es (wie der Protagonist von Thomas Keneallys Roman The Chant of Jimmie Blacksmith) schaffte, eine weiße Frau zu heiraten, waren seine Probleme noch keinesfalls aus der Welt geschafft, ja sie begannen erst dann so richtig. Für weiße Männer galten hingegen andere Regeln. Ihre sexuellen Beziehungen mit Eingeborenen wurden nach der Regel "*boys will be boys*" wenn schon nicht befürwortet so doch als ein unvermeidbares Übel hingenommen, so lange sich alles diskret abspielte. Verspritzte der weiße Mann seinen Samen wie in einem Bordell ohne Aufsehen in eine dunkelhäutige Bumschuppe, die sprechen konnte, war alles in Ordnung. Je ähnlicher aber die Beziehung einer normalen Ehe wurde, desto problematischer konnte der Fall werden, vor allem dann, wenn der betreffende Mann irgendwann dann doch eine weiße Frau heiraten wollte: Der Protagonist in George Orwells Roman Burmese Days kann sich aus einer solchen Verstrickung nicht anders als durch Selbstmord lösen.

Den Mischling sollte es also eigentlich nicht geben, und es gab ihn aber doch. Nach traditionellen Vorstellungen erbt das Kind nicht den höheren, sondern den niedrigeren Stand seiner Eltern. Den Status von Mischlingen innerhalb der "*nachrangigen*" Rasse stellt man sich (wie es noch zu zeigen sein wird, fälschlicher Weise) oft unproblematisch vor. Wenn Omegamen-schen, wie es sich gehört, ihre vermeintliche Minderwertigkeit stark verinnerlicht haben, so können sie gerade den Mischling wegen seiner Alphazüge als besonders schön und begeh-renswert empfinden. Die Tragik des Mischlings lag anno dazumal angeblich nicht darin, dass er von seiner "*minderwertigeren*" Rassengenossen nicht akzeptiert wurde, sondern darin, dass ein Aufstieg in die höheren Sphären, wonach ein Teil seiner Persönlichkeit strebte, biologisch und gesellschaftlich unmöglich war.

Upfields Bony ist nun zum Teil die Verkörperung des nicht tragischen Mischlings, in dem, so wäre man versucht zu sagen, gerade die besten Eigenschaften seiner beiden Rassen sich vereinigen. Auf jeden Fall ist er in beiden Welten zu Hause und erfolgreich. Als Waisenkind aufgewachsen, absolviert er ein Universitätsstudium und ist ein arrivierter und trotz gelegentlicher Probleme mit Vorgesetzten geschätzter und äußerst erfolgreicher Mitglied der Queens-lander Polizei, und das keineswegs nur als der traditionelle Spurenleser, sondern als Inspektor, wobei er zu Beginn seiner Karriere der König der "*black trackers*" gewesen ist und seine Kompetenz in diesem Bereich ihm erhalten bleibt. Seine Aufklärungsquote liegt bei hundert Prozent. Er kann sich auch mit ausgesuchter Höflichkeit benehmen und vermag mit der Zeit oft den gleichen Respekt bei den Weißen zu erringen, die man vor einem guten weißen Poli-zisten hätte. Er ist ein wahres Wunder der Integration, aber nicht der Assimilation. In den ersten Kapiteln des 1940 erschienen Romans Bushranger of the Skies trifft Bony im Outback auf den Häuptling der indigenen Wentallas, der ihn recht verächtlich als Mischling anredet. Bony zieht Hemd und Unterhemd aus und zeigt seinem Kritiker, dass er das Zeichen "*der Großen*" auf dem Rücken trägt. Schon einige Seiten später hat Bony dann auch einen prak-tischen Eingeborenentest bestanden: Die beiden verstehen sich fortan prächtig.

Dass ein Polizist wie Bony mit seiner Karriere außerhalb jeder Realität war, dürfte Upfield und seinen Lesern bekannt gewesen sein. Man könnte sagen, Bony, der ideale Mischling, sei nicht das Abbild der Wirklichkeit sondern eines Traumes: Diese Krimis präsentierten also eine Art positive, mehr oder minder reale Utopie. Upfield wäre dann eine Art Vorkämpfer der mul-tikulturellen Gesellschaft, der von den Vorteilen einer Welt kündigt, in der Angehörige aller Rassen nach dem Leistungsprinzip erfolgreich sein können. In dem Wettrennen nach Glück und Erfolg in Australien hätte dann der Multikultimischling eher bessere als schlechtere Karten. Bony ist auf jeden Fall in den Romanen sowohl für die Weißen wie auch für die Schwarzen ein Glücksfall. Dass er de facto härter an seiner Karriere arbeiten muss als seine

weißen Kollegen, ist nichts weiter als der realistische Zug, welcher die Utopie etwas glaubwürdiger macht. Eine solche Interpretation ist zwar nicht abwegig aber doch recht einseitig und damit nicht ganz richtig. Upfield ist nicht der politisch korrekte Mann des einundzwanzigsten Jahrhunderts, sondern ein Schriftsteller, der trotz seiner unbestreitbaren humanistischen und zukunftsweisenden Gedanken zutiefst im Rassismus seiner Zeit verwurzelt ist. Aus dieser Widersprüchlichkeit nährt sich der Reiz seiner Bony-Romane.

Upfield ist weder ein systematischer Denker noch ein Ideologe, der dem Leser eine bestimmte Botschaft unterjubeln will, ist aber von der Rassenfrage gerade in ihrer sexuellen Bezügen dermaßen fasziniert, dass er sie immer wieder gestaltet, allerdings im Rahmen einer heute etwas altmodisch wirkenden Schicklichkeit einer populären Gattung der Literatur. Bushranger of the Skies (1940) spielt im tiefsten australischen Outback, wo eine schottische Einwandererfamilie der McPhersons ein Fürstentum mit feudalen Zügen (zum Beispiel eigene Sozialfürsorge und eigene Gerichtsbarkeit) errichtet hat. Die notwendige Arbeitskraft stellen die schwarzen Wentallas. Es scheint sich eine Art natürliche Ordnung zwischen den Rassen einzustellen, die allerdings gelegentlich mit der Peitsche aufrechterhalten werden muss, die aber summa summarum den Schwarzen mehr nützt als schadet. Real und symbolisch wird die Natur durch die Erbauung eines Staudamms gebändigt. Die Landnehmer lassen ihren einzigen Stammhalter im Outback aufwachsen. Dies bedeutet, dass er ohne gleichaltrige Weiße sich sozialisiert. Sein bester Freund wird ein Eingeborener, dem er als Kind und Jugendlicher alles beibringt, was er beigebracht bekommt und den er so auch zu einem multikulturellen Wesen umerzieht. Der Weiße wird seinerseits bei den Aborigines aufgenommen, was zu der etwas seltsamen Konstellation führt, dass der weiße McPherson zum Stammesbruder des Häuptlings wird, was ihn aber nicht daran hindert, gleichzeitig auch sein "Vater" und sein "Sohn" zu sein. Bony versteht das, der Leser hingegen braucht das nicht zu verstehen. Die natürliche Rassenhierarchie wird aber durch all das nicht in Frage gestellt. Als der alte Häuptling stirbt, sorgt eben "Der McPherson" dafür, dass sein Freund die Nachfolge antritt, der hinfort als sein "sidekick" fungiert. Aber dass das Land dem Weißen gehört, dass er letztlich der Herr ist, ist ziemlich eindeutig der Fall.

Alles wäre also in bester, gleichsam naturgegebener Ordnung, wenn "Der McPherson" die Möglichkeit gehabt hätte, sich in eine weiße Frau zu verlieben. Seine große Liebe war aber eine Schwarze, die er nach Eingeborenenart heiratete und die ihm einen Sohn schenkte, bevor sie jung verstarb. Und dieser Akt der Rassenschande zeitigt dann Folgen, wie düsterer sich auch Julius Streicher kaum hätte ausmalen können. Rex, der Mischling, wird von seinem Vater voll angenommen, wächst heran und wird wie Bony sowohl in der weißen wie in der schwarzen Welt erfolgreich. Als Schwarzer kann er sich die Loyalität der Illprinkas sichern und sich im Busch zurecht finden, als Weißer wird er guter Pilot, der seine Maschine selber warten kann und in der Lage ist, Bomben mit tödlicher Präzision abzuwerfen - damals (1940) das "non plus ultra" des technischen Fortschritts. In seiner Beziehung zu Weißen stößt er aber auf eine eherne Rassenschranke: Die Schwestern seiner angeblichen weißen Freunde sind für ihn tabu. Diese Grenze ist auch Bony bewusst, aber im Gegensatz zu Rex bejaht er sie. In einem anderen Roman bei seinem allerersten Auftritt führt Bony aus, dass kein Fuchs sich mit einem Dingo paare. Als Kind war Bony weißhäutig wie sein Vater, die "negroiden" Züge seiner Mutter stellten sich erst später ein. So verliebte er sich zunächst in ein weißes Mädchen, als er aber immer schwärzer wurde, übte er nach der eben zitierten Devise Verzicht und heiratete später konsequenter Weise eine Mischlingsfrau. Eine potentielle Tragödie findet so trotz aller vorübergehenden Schmerzen ein glückliches Ende, denn die Ehe hält. Rex hingegen ist eine solch weise Zurückhaltung fern. Die sexuelle Schranke empfindet er als Demütigung. Er würde gerne seine weiße Cousine heiraten, und als er sie entführt, liegt eine Vergewaltigung förmlich in der Luft.

All das ist Größtenteils die Vorgeschichte des eigentlichen Romans, der für einen Krimi einen recht untypischen Aufbau hat. Am Anfang begeht zwar wie üblich ein Unbekannter einen Mord, als Bony aber Rex als Täter identifiziert, hat der Leser lediglich ein Viertel des Romans hinter sich. Auch vorher war die Identität des Mörders jedem mit Ausnahme des Inspektors bekannt. Damit hätte er dann üblicherweise seine Arbeit beendet und die schwierige Festnahme anderen Abteilungen der Polizei überlassen können, was er aber nicht tut. Was folgt ist ein Abenteuerroman konventioneller Art. In den anderen Bony-Romanen hält sich Upfield übrigens enger an das übliche Krimischema, so dass der Täter und die Zusammenhänge des Falles erst am Ende des Romans klar werden.

Wie es in Abenteuerromanen so üblich ist, fällt irgendwann der Protagonist in die Hände des Bösewichts. Wie etwa später Dr. No im Falle von James Bond, so ist auch Rex zunächst bereit, Bony zu bewirten und sich mit ihm zu unterhalten, so dass sie ihre Positionen zum Rassenproblem ausdiskutieren können. Bony, dessen Haut übrigens erheblich heller ist die seines Gegenübers, kann zwar Rexs Hass auf die Weißen allgemein und auf seinen Vater im Besonderen (dessen Sünde darin liegt, einen Mischling gezeugt zu haben) verstehen, aber dessen bewaffneten Kampf hält er für verkehrt. Rexs Fehler bestehe darin, dass er ein Berg verrücken wolle, während Bony stolz darauf ist, einen Sandkorn bewegt zu haben. Rexs Programm, mit kriminellen Mitteln die Herrschaft über das Land seines Vaters zu erringen und dort einen schwarzen Staat im Staate zu errichten, diese notfalls bis zum Untergang gegen die australische Regierung mit Waffen zu verteidigen und so in die Geschichtsbücher einzugehen, ist angesichts Bonys Bescheidenheit schlichter Hybris. Getötet wird Rex aber dann nicht von Bony oder den Weißen, sondern von einem reinrassigen indigenen Häuptling, wobei auch dieser den Tod findet, und das alles nach einem Kampf in einem Flugzeug und nach dem Absprung aus der Maschine. Die Szene schreit nahezu nach einer symbolischen Deutung, die aber vernünftiger Weise nicht möglich ist.

Der Hass des Mischlings auf den Vater, der ihn niemals hätte zeugen dürfen, ist also selbst Bony verständlich. Das macht aber Rex keinesfalls sympathischer, als er sich daranmacht, seinen eigenen Vater zu foltern, um mit seiner erzwungenen Hilfe eine, genauer die weiße Frau in seine Gewalt zu bekommen. Die eigentliche Folterung wird nicht szenisch geschildert. Wie Bony es aus den vorhandenen Spuren ermittelt, hat Rex Bambussplitter genommen und sie seinem Vater unter die Fingernägel getrieben. Upfields Held deutet den Vorfall als Ausdruck von rassenspezifischen Eigenschaften. Die Aborigines, so Bony, kennen keine Folterpraktiken, so dass diese Art des Verhörs nicht Rexs Mutter oder ihrer Rasse anzulasten sei. Vielmehr seien es die Weißen, die es meisterhaft verstünden, anderen Schmerzen zuzufügen. Und Rex habe ja weißes Blut in sich. Auch wenn hier das Bild des blutrünstigen Eingeborenen expressis verbis als falsch entlarvt wird, die vermeintliche Tatsache, dass nämlich Grausamkeit und Folter in der Rasse, also vielleicht rein biologisch, vielleicht auch nur kulturell, begründet sind, wird nicht in Frage gestellt. Anderswo im Roman ist es dann doch das indigene Blut, das Rex schlecht macht. Bony muss feststellen, dass Rex in seinem Wesen den Eingeborenen viel näher steht als den Weißen und als Rex die weiße Frau ohne ihre Einwilligung küsst und sie zu vergewaltigen versucht, nimmt sein Gesicht deutlich die Züge eines Aborigines an. Upfields Fairness den Eingeborenen gegenüber ist, wie man sieht, begrenzt. Es wäre auch nicht gänzlich abwegig, in der Folterung das Walten eines schicksalhaften poetischen Gerechtigkeits zu sehen, schließlich hat das Opfer Rassenschande begangen und leidet nun direkt an den Folgen seiner Tat. Dass er die weiße Frau dem Mischling trotzdem nicht ausliefert, rehabilitiert ihn in der rassistischen Beurteilung, die allerdings nicht die einzige mögliche ist. Denn dass er seine schwarze Frau innig geliebt hat, steht fest und ist eine Art Entschuldigung.

Upfield zeigt sich in diesem Roman so stark in den Rassenvorstellungen seiner Zeit verstrickt, dass er heute schon mal unfreiwillig komisch wirkt. Nachdem Bony bei den McPhersons angekommen ist, wird er im Herrenhaus untergebracht. In seinem Zimmer findet er einen grellbunten Morgenmantel und ein Paar blaue Lederslipper. Diese Kleidungsstücke üben nun eine magische Anziehungskraft auf Bony aus. Er macht sich frisch, zieht die fremden Sachen an und bewundert sich im farbigen Morgenmantel, der nicht zum Rest des Hauses passt. Es sind Sachen, die Bony gerne tragen würde, wäre er kein Akademiker oder Polizeibeamter. Geschmack in Kleidern wird hier ein Ausdruck der Rassenzugehörigkeit, denn Bony erkennt, dass diese Sachen nur einem Mischling gehören können, da ein reinrassiger Aborigine wohl nicht im Herrenhaus untergebracht worden wäre. Er hat natürlich recht, der Bademantel gehört Rex. Obwohl ihre Wege sich bis dahin niemals gekreuzt haben und obwohl ihre Sozialisation sehr verschieden gewesen ist, haben die beiden eben denselben Geschmack, nur dass Bony ihr nur insgeheim nachgibt und sich sonst der Kleiderordnung der Herrenrasse anpasst.

Der Eingeborene in Bony wird auch bei anderen Gelegenheiten sichtbar. Als er zu Beginn des Romans gegen mehrere Illprinkas kämpfen muss, funkeln seine blauen (sic!) Augen, seine Nasenflügel beben, sein Blut rinnt wie feurige Lohe durch seine Adern, die Ketten der Zivilisation fallen von ihm ab und das Erbe seiner dunkelhäutigen Vorfahren gewinnt Oberhand. Das Schlüsselwort hier ist "*dunkelhäutig*". Lässt man es weg, hat man eine Standard Schilderung des kämpfenden (gerne auch weißen) Soldaten aus einem Kriegsroman. Auch ein "Kaukasier" oder "Arier" kann, manche würden sagen soll, unter Umständen die Tötungshemmende, vielleicht sogar christliche Zivilisation abwerfen und sich in einen Wilden verwandeln, so eine einst gängige Meinung. Upfield kann es aber nicht lassen, auch die Dunkelhäutigkeit ins Spiel zu bringen.

Rassismus ist dann besonders virulent und gefährlich, wenn er sich mit Sozialdarwinismus paart. Genau das geschieht in *Bushranger of the Skies*. Als Bony und der Häuptling sich im Busch befinden, wird zunächst ausführlich das Treiben von Fliegen beschrieben, die dann von einer Eidechse gefressen werden, das dann ihrerseits von einer Giftschlange betäubt und verschlungen wird. Fressen und gefressen werden, das ist natürlich und damit auch gut. Das Bild bricht zwar zusammen, als Bony von derselben Schlange gebissen wird, denn der Plot hat Vorfahrt vor Symbolik, aber in seinem Gespräch mit Rex kommt Bony auf eine Art Darwinismus zurück. Bei den Menschen geht es nach Bony genau so zu wie in der Tierwelt: Der Stärkere verschlingt den Schwächeren. Wären die Briten nicht nach Australien gekommen, hätte ein anderes Volk das Land erobert. Wenn man das Erscheinungsjahr 1940 im Auge behält, so kommen da wohl am ehesten die Japaner in Betracht, so dass die Aborigines noch Glück hatten (oder vielleicht meinte gar die göttliche Vorsehung es gut ihnen), dass sie von den Briten erobert wurden und nicht von Asiaten. Wie auch immer, der Schwache braucht sich nicht zu beklagen, wenn er gefressen oder unterjocht wird, das ist nur zu natürlich und damit irgendwie auch in Ordnung.

Rassismus und Sozialdarwinismus waren bekanntlich tragende Säulen der Ideologie des Dritten Reiches, mit dem sich Australien im Jahre 1940 im Krieg befand. Upfield wäre wohl zu recht entsetzt gewesen, wenn man ihn auf diese Tatsache aufmerksam gemacht und ihm irgendwelche Sympathien mit dem Feind angedichtet hätte. Er hätte sogar darauf verweisen können, dass er Rex gewisse Verhaltensweisen gegeben habe, die denen des deutschen Führers nicht ganz unähnlich sind. Rex bringt es schon fertig, sehr lange über seine Pläne zu schwadronieren, wobei seine Stimme immer herrischer, seine Gedanken hingegen immer wirrer werden. Wie Hitler versichert der Verbrecher, er würde Frieden halten, wenn man ihn nur in Frieden ließe. Er, von dem die Aggression tatsächlich ausgeht, behauptet, er schlage nur zurück. Er spricht zu einer Einzelperson, als habe er ein großes Auditorium vor sich, springt schon mal auf und hätte wenig dagegen, eine ganze Rasse (in diesem Fall die Weiße und nicht

die Jüdische) auszurotten. Diese Ähnlichkeit wird nicht übertrieben, ist aber zweifellos vorhanden.

Sexuelle Kontakte über die Rassengrenze hinweg prägen auch andere Bony-Romane. In dem ersten dieser Krimis mit dem Titel The Barrakee Mystery begeht Upfield vielleicht als erster australischer Autor überhaupt 1929 den ultimativen Tabubruch und präsentiert (allerdings nur in einer Nebenrolle) eine weiße Frau, die offenbar einen schwarzen Mann sexuell begehrt. Der Aborigine Henry King wird der Vater ihres Babys und sie bekennt, dass dieser für sie "*so magnificent a man*" gewesen sei "*that I became as putty in his hands*". In Bony and the Black Virgin (1959) werden zwei weiße Vergewaltiger erschlagen. Die indigene Vergewaltigte ist mit einem dritten Weißen nach eingeborener Art verheiratet, der mit ihr die Tat sorgsam verheimlicht. Das Paar verbringt auch eine längere Zeit auf engstem Raum miteinander ohne Sex zu haben, um die Echtheit ihrer Liebe zu testen, dann wollen sie eigentlich trotz aller Vorurteile nach weißer Art öffentlich das Ja-Wort geben. Als alles aufgedeckt wird, begehen die beiden gemeinsam Selbstmord. Eine weiße Malerin malt im Roman ein Bild, das von einem angeblich wahren Vorfall inspiriert wurde: Weißer Mann liebt schwarzes Mädchen, Eltern beider Rassen versuchen sie zu trennen, sie laufen davon und werden getötet, niemand weiß, ob von Schwarzen oder Weißen. Die weiße Malerin benennt das Bild mit einem oft kolportierten Kipling-Zitat "*Never the Twain Shall Meet*", wobei Bony, gebildet wie er nun ist, gleich erkennt, dass die Künstlerin damit die Unmöglichkeit des Zusammenkommens zweier Kulturen oder zweier Rassen (im Gedicht "*East*" und "*West*" genannt) ausdrücken will. Bony weist darauf hin, dass in seiner Person die angeblich unmögliche Begegnung von Ost und West bereits stattgefunden habe. Und in der Tat: Trotz des tragischen Endes ist in diesem Roman tiefe, echte Liebe zwischen Angehörigen der beiden Rassen offenbar möglich. Die Ironie liegt darin, weder die Malerin noch Bony zu wissen scheinen, dass Kipling in seinem Gedicht die These vertritt, dass Ost und West durchaus sich spirituell, also seelisch-geistig miteinander treffen können, wenn sie (männliche) Tugenden gemeinsam haben.

Es gibt auch mehrere Bony-Romane, in denen die Rassenfrage eine weniger dominante Rolle spielt, in einigen von ihnen ließe sich Bony ohne wesentliche Änderungen durch einen weißen Detektiv ersetzen, aber diese haben für den heutigen Leser nicht den lehrreichen Reiz, die Zappeln eines an sich sympathischen Autors im Spinnennetz des Rassismus beobachten zu können. Es gibt aber noch weitere, wenn auch trivialere Gründe dafür, dass die Romane Upfields, in denen Eingeborene eine größere Rolle spielen, zu den attraktiveren gehören.

Gerade gebildete Europäer neigen dazu, sich als die geistigen Erben der Aufklärung zu sehen. Man mag Vampirgeschichten lesen, den ernsthaften Glauben an diese Blutsauger oder an Werwölfe würde man aber lächerlich finden. Ein Gespenst eines Ermordeten, der pünktlich um Mitternacht zu spuken beginnt, dann aber zurück in seine Gruft muss, wenn er Morgenluft wittert, mag in der Literatur seinen Platz haben, aus der Glaubenswelt des aufgeklärten Europäers ist er schon lange verschwunden. Man hat die Bibel so lange kritisch interpretiert und entmythologisiert, bis kaum etwas davon übrig geblieben ist. Gerade die Heilungen und sonstige Wundergeschichten sind manchem modernen Christen eher peinlich. Den am Ende des Markusevangeliums angeregten Schlangentest überlässt der aufgeklärte Europäer gerne amerikanischen Fundamentalisten, die ja bekanntlich spinnen. Aber dennoch, auch in einem aufgeklärten Kopf spukt der Gedanke herum, es könne mehr Dinge zwischen Himmel und Erde geben, als die exakte Wissenschaft es sich träumen lässt. Und wenn man das entsprechende Angebot des eigenen Kulturkreises gewogen und für zu leicht befunden hat, wendet man sich gerne dem Exotischen zu. Nichts ist von Europa geographisch weiter weg als Australien und kaum etwas ist dem Europäer kulturell fremder als die Welt der Aborigines. Dort sind Zauber und Zauberei, Mystizismus und Spiritualität noch eher denkbar und nicht offensichtlich entwertet und lediglich Teil eines amüsanten Unsinns. Dass das auch eine Art von Rassismus ist,

wird dabei gerne übersehen. Für den nicht aufgeklärten Europäer ist der Weg zu den Aborigines etwas einfacher und das Interesse an Budenzauber und übernatürliche Kräfte etwas direkter, aber nicht minder gangbar.

Aus welchen Gründen auch immer, es existiert eine Neugierde den Glauben der Aborigines und anderer indigener Völker betreffend, die besonders dann intensiv wird, wenn dabei etwas mit den Mitteln der Wissenschaft Unerklärliches mit ins Spiel kommt. Upfield befriedigt dieses Interesse bis zu einem gewissen Grad in seinen Bony-Romanen. In Bushranger of the Skies spielt ein böser eingeborener Zauberer eine Nebenrolle. Er verfügt offenbar über telepathische Fähigkeiten, aber ansonsten begeht er seine Untaten auf die übliche Weise. Im Roman ist er vor allem deshalb wichtig, weil er ein großer Bewunderer Rexs ist, sich für ihn Gefahr begibt und dann von ihm geopfert wird. Nachdem im Roman die Wichtigkeit der Kardinaltugend der Treue bis zu oder über die Grenze der Langeweile breitgetreten wird, stempelt dieser Treuebruch Rex endgültig zum Bösewicht. Upfield kann es aber nicht lassen, bei der Schilderung des Todes des Zauberers dessen besonderen Kräfte hervorzuheben: Ein Gehirn sei da ausgelöscht worden, das Fähigkeiten besessen habe, von denen viele Wissenschaftler keine Ahnung hätten, weil sie das Wesen der australischen Ureinwohner nicht kannten. Bei dieser Andeutung bleibt es aber im Großen und Ganzen, die weiteren Elemente des Aborigine-Glaubens und der indigenen Kultur dienen in diesem Roman dem Plot und dem Lokalkolorit, wie etwa das Tragen von gefederten Stiefeln, die angeblich keine Spuren hinterlassen. Wenn die Guten von den Bösen scheinbar endgültig in die Ecke gedrängt werden, dann ist es günstig, wenn sie sich an ein Ort begeben können, den zu betreten der Glaube der Bösen verbietet, auch wenn dieser Tabubruch dann den guten Eingeborenen zum Tode verurteilt, wobei ihn dann sein Schicksal nicht durch Zauberei ereilt, denn er bringt sich zusammen mit Rex im Kampf um.

In einem anderen Abenteuer Bonys im Outback spielen die Zauberkräfte der Eingeborenen hingegen die zentrale Rolle, wie das schon im Titel angedeutet wird: The Bone Is Pointed. Gemeint ist der neben dem Regenmachen wohl bekannteste Zauber mancher indigenen Kulturen, der Schadenszauber: Aborigines können angeblich eine Person umbringen, in dem sie mit einem Knochen auf ihn deuten, im Englischen erscheint dann "to bone" als transitives Verb, "to bone a person". Diese Möglichkeit des Tötens steht übrigens auch dem bösen Zauberer im Bushranger of the Skies angeblich zur Verfügung, von der er aber im Roman nicht Gebrauch macht.

The Bone Is Pointed ist in seinem Aufbau eher dem traditionellen Krimi verpflichtet als der Bushranger. Der Leser, der durch den Anfangskapitel des Romans Informationen erhält, über die der Detektiv nicht verfügt, ahnt schon vor Bony, wer die Täter sind und auch der Inspektor löst diesen Teil des Rätsels recht bald. Die Frage allerdings, wie die Leiche beseitigt worden ist, bleibt knifflig und die Beantwortung ist nur durch die Anspannung aller besonderen Fähigkeiten Bonys möglich. Er kann und will, wie es in der Genre üblich, erst am Ende des Buches vor einem privilegierten Kreis von Zuhörern, zu dem auch einer der Täter gehört, alle offenen Fragen beantworten.

Die Ähnlichkeiten zu Bushranger sind dennoch nicht zu übersehen: Upfield präsentiert wieder eine schottische Einwandererfamilie in der dritten Generation, die im Outback in intensivem Kontakt mit den Eingeborenen lebt. Auch hier ist der beste Freund des weißen Besitzers ein Schwarzer. Die Unterschiede sind jedoch sehr ausgeprägt und bedeutsam. Mit der Schilderung des Zusammenlebens der Gordons und der Kalchut-Stammes präsentiert Upfield eindeutiger das Ideal, wie es in der australischen Geschichte hätte sein können, aber es leider nicht gewesen ist. Den Gordons gelingt es, ihren Landwirtschaftsbetrieb so zu errichten, dass die Lebensgrundlagen der Kalchuts nichts zerstört werden. Begünstigt durch

die große Abgeschiedenheit, können sie sowohl die Regierung als auch die Missionare von den Schwarzen fernhalten. Sie sind zwar so etwas wie die Vormünder des Stammes (sie verwalten zum Beispiel die Stammeseinkünfte), verfolgen aber die Politik der minimalen Einmischung: Die Eingeborenen lernen etwas Englisch, tragen bald andere Kleider, legen einige ihrer wilderen Gebräuche ab, können sich als landwirtschaftliche Arbeiter auf weißen Stationen oder als Spurenleser bei der Polizei nützlich machen, aber ihr Stammesleben und ihre Kultur bleibt trotzdem intakt. Besonders betont wird, dass die Kalchuts niemals auf Almosen oder Entwicklungshilfe angewiesen sind, sie können sich alles, was sie zum Leben brauchen, selbst erarbeiten.

Der junge Gordon kann so richtig ins Schwärmen geraten, wenn er über die Schwarzen redet: Sie hätten schon vor den Gelben und den Weißen die menschliche Sprache entwickelt, sie hätten schon Jahrhunderte vor Christi Geburt christlichen Sozialismus praktiziert, sie hätten eine beinahe perfekte Sozialstruktur geschaffen. Und sie würden es irgendwie fertig bringen, keine Idioten oder Schwächlinge heranzuzüchten: "*They don't breed lunatics or weaklings*". Schmutz und Seuchen seien erst mit den Weißen nach Australien gekommen.

Eine wichtige Grundlage dieser Utopie ist die Vermeidung von sexuellen Kontakten zwischen Schwarz und Weiß. Wenn so etwas wie Rassenschande stattfindet, dann handelt es sich Vergewaltigung. Großvater Gordon hat nichts dagegen, dass die Kalchuts einen weißen Vergewaltiger umbringen, er meldet den Vorfall als Unfall und beschäftigt fortan nur noch schwarze Arbeiter. Principiis obsta. Sein Enkelkind wird sich, wie es sich gehört, in eine weiße Frau verlieben. Einen besonderen schwarzen Freund darf er allerdings haben, wobei der Beziehung jegliche homoerotische Komponente fehlt. Der schwarze Freund ist vielmehr die Vorwegnahme der Entwicklung, welche die Kalchuts nehmen würden, wenn Regierung und Missionare sie in Ruhe ließen, ein indigener Mann von angenehmen Umgangsformen, der sich selbst nicht entfremdet ist:

He was a living example, showing to what degree of civilisation an Australian aboriginal can reach if given the opportunity.

Wie aus der Schilderung hervorgeht, hat er gute Tischmanieren, ist geistig rege, spricht ein besseres (britisches) Englisch als mancher australischer Professor, liest die Wochenblätter und kann sich an der Konversation intelligent beteiligen. Er weiß aber, dass er nicht weiß ist. Er lebt zwar nicht in den Hütten der Eingeborenen (humpies) aber auch nicht auf engstem Raum mit den Weißen zusammen.

Die Rassenidylle ist nun bedroht und zwar durch einen Bösewicht auf dem größeren und reicheren Nachbarbetrieb. Niemand weiß, dass dieser der uneheliche Sohn des Besitzers ist, der die Untaten seines Sohnes lange deckt, so zum Beispiel als dieser sich an eine schwarze Magd heranmacht oder als er einen angeblich pflichtvergessenen schwarzen Arbeiter fast zu Tode peitscht. Die Gordons machen bei der Vertuschung mit, da sie nicht die Aufmerksamkeit der Behörden erregen wollen. Als nun dieser Bösewicht namens Anderson eines Tags von einem Ritt nicht mehr zurückkehrt und als alle Bemühungen, ihn oder seine Leiche zu finden, erfolglos bleiben, benutzt sein Vater seinen Einfluss dahingehend, dass der Vorfall nicht ad acta gelegt wird und eine Untersuchung durch Außenstehende stattfindet: Man schickt Bony.

Dem Leser wird dann langsam die ganze Geschichte mitgeteilt: Anderson begegnet dem jungen Gordon in einer sehr einsamen Gegend. Da beide in dasselbe Mädchen verliebt sind, kommt es zum Streit. Der Sadist Anderson überwältigt seinen Nebenbuhler, bindet ihn an einen Baum und schickt sich an, ihn zu Tode zu prügeln, als dessen schwarzer Freund auf der Bühne erscheint und den Bösewicht im Kampf tötet. Da wie in The Black Virgin auch hier keine unabhängigen Zeugen für die Notwehrsituation vorhanden sind und eine offizielle Untersuchung das gewohnte Leben der Eingeborenen gefährden würde, wird die Leiche

versteckt. Alles wäre in Ordnung, aber schon bald nach Bonys Eintreffen wird es allen bald klar, dass der Detektiv sehr kompetent ist und somit unter anderem auch für das Stammesleben der Kalchuts eine echte Gefahr darstellt. Ohne den jungen Gordon zu informieren beschließen die Aborigines, Bony mit einem "*Deutebein*" ("*bone*") umzubringen.

Das Ritual bei der Tötung mit einem Knochen wird ausführlich beschrieben. Zuerst muss man sich Gegenstände besorgen, die in engem Kontakt mit dem Opfer gewesen sind, in diesem konkreten Fall die weggeworfenen Zigarettenkippen Bonys. Dann streut man ein Zauberpulver über das Opfer, um es für den Zauber zu öffnen, schließlich erfolgt das eigentliche "*Boning*" mit entsprechenden Gebeten. Das Ritual an sich wird im Roman als Theater und Budenzauber hingestellt. Die eigentliche Tötung erfolgt durch telepathische Übermittlung, zu der die geistig starken Eingeborenen fähig sind. Pure Telepathie als Gedankenübertragung existiert im Roman wie selbstverständlich, so dass die körperlose Ansteckung mit einer tödlichen Krankheit in jener Welt keinesfalls absurd ist.

"*Boning*" scheint nicht etwas zu sein, was man als Europäer erlernen kann und man bekommt den Eindruck, es wirke auf Eingeborene oder Mischlinge wie Bony besser als auf Weiße, die aber, so wird von Romanfiguren berichtet, auch schon auf diese Weise ins Jenseits befördert worden sind. Die Wirksamkeit ist irgendwie auch von der Entfernung des Opfers zum Täter abhängig, zumindest glaubt man, Bony könne, falls er nach Brisbane zurückkehre, sich (eventuell mit der Hilfe eines Hypnotiseurs) von den Folgen des "*Bonings*" befreien und weiterleben. Als Mischling ist er einerseits besonders leicht auf diese Art zu töten, als Mensch mit großer Geisteskraft kann er aber bis zu einem gewissen Grad Widerstand leisten und die Wirkung des "*Bonings*", wenn auch unter großen Qualen, verzögern. Die Flucht nach Brisbane kommt für ihn nicht in Frage. Dies zeigt einerseits seinen todesverachtenden Mut, andererseits auch seine Schwäche. Die psychische Spaltung Bonys als Erbe der beiden Rassen, die er in sich vereinigt, ist in diesem Roman stark ausgeprägt. Sie führt zu einer Art Minderwertigkeitskomplex, der für ihn nur dadurch erträglich ist, dass er alle seine Fälle löst, dass er niemals bei einem Fall auch nur ein wenig versagt. Würde er ein Rätsel nicht lösen, wäre sein positives Selbstbild zerstört und die Folgen wären für ihn und seine Familie katastrophal. Seine Erfolgsquote ist unter anderem deshalb hundertprozentig, weil er bei seinen Untersuchungen sich alle Zeit der Welt nimmt und so geduldig die Wahrheit ans Tageslicht befördert. Das "*Boning*" setzt ihn nun unter Zeitdruck, nimmt ihm seine wirksamste Waffe, seine geduldige Beharrlichkeit. All das steigert die Spannung im Roman.

Wichtig ist, dass das "*Boning*" in der Romanwelt ganz und gar real ist und nicht nur deshalb wirksam ist, weil Bony als Mischling daran glaubt. Seine potentiell tödliche Krankheit ist nicht in Autosuggestion begründet. Dies zeigt sich, als der junge Gordon über den Mordanschlag erfährt und dem Treiben der Eingeborenen ein Ende setzt. Bony geht es sofort besser, obwohl er keine Möglichkeit gehabt hat, sich über diese Entwicklung zu informieren. Der Zauberer der Kalchuts heilt ihn dann ganz, wobei er wirksame Medizin mit Hokusfokus mischt: Er "zaubert" kleine Knochen und Adlerklauen aus Bonys Körper, die angeblich seine Schmerzen verursachten, mischt ihm aber auch einen tatsächlich wirksamen Kräutertrank. Der so zu Kräften gekommene Bony löst nun das letzte Rätsel, den Verbleib von Andersons Leiche, sehr schnell. Da er nach dem Opportunitätsprinzip und nicht nach dem Legalitätsprinzip arbeitet, und da sein Status als Polizist (es gibt da eine nicht wirksame, nicht weitergeleitete Kündigung seines Arbeitsverhältnisses) nicht ganz eindeutig ist, reicht es ihm, die Betroffenen über seinen Erfolg zu informieren und dann mit ihnen die Beweismittel zu vernichten. So wird verhindert, dass der böse Anderson in seinem Tod noch mehr Unheil anrichtet, als er es lebendig jemals in der Lage gewesen wäre.

Bemerkenswert ist, wie Upfield mit der moralischen Bewertung des "Bonings" umgeht. Er lässt seinen Protagonisten keine Schritte zur Bestrafung der Täter unternehmen, obwohl diese ihn unter großen Qualen fast ermordet hätten. Die tätige Reue (Heilung) wird akzeptiert und damit ist die Sache ein für alle mal erledigt. Man könnte das "Boning" als einen kriegerischen Akt eines souveränen Staates betrachten: Bony gefährdete das gute, traditionelle Leben des Stammes und war so ein legitimes Kriegsziel. Diese Interpretation des Geschehens geht aber nicht auf, denn sie lässt die Rolle des jungen Gordon außer acht. Als er vom "Boning" erfährt, gerät er in Wut und verteilt an die drei Führer der Eingeborenen zwei Kinnhaken und einen Tritt in den Hintern. Mit anderen Worten, er ist im Gegensatz zu den Eingeborenen der Erwachsene, der voll verantwortliche Mensch. Ein Mordversuch an den seiner legitimen Beschäftigung nachgehenden Polizeibeamten würde ihn moralisch disqualifizieren. Was für Erwachsene unbedingt gilt, muss aber nicht für Kinder gelten. Nach der Mehrheitsmeinung der damaligen Zeit gibt man ihnen, wenn sie sich nicht benehmen, einen Watschen oder man legt sie übers Knie, und dann ist die Sache vergessen, wie bei den Kalchuts nach den Kinnhaken und dem Arschtritt, wobei allerdings anderswo im Roman deutlich gemacht wird, dass gerade ein Mitglied der Gordons sie nicht als Kinder betrachtet. Dieser Widerspruch gehört nun zum Wesen der Bony-Romane, die summa summarum den Versuch darstellen, die Ideologie eines aufgeklärten Rassismus zu präsentieren. Da das genau so unmöglich ist, wie aus Holz einen Eisenring zu schmieden, muss der Erfolg letztlich ausbleiben, aber das Erleben des Scheiterns ist amüsant und lehrreich.

Wie stark sich die Zeiten geändert haben, kann man sich dadurch bewusst machen, dass man Upfield und Bony mit ihren Nachfolgern vergleicht, also etwa mit Adrian Hyland und seiner Detektivin Emily Tempest. Die Protagonistin dieser zur Zeit aus zwei Romanen bestehenden Reihe ist auch hier ein Mischling. Und auch sie weigert sich erfolgreich, sich dem tragischen Untergang zu widmen. Die Unterschiede fallen aber mehr ins Auge. Zunächst einmal ist da die Darstellung der weiblichen Sexualität. Emily schläft nicht mit jedem, aber sie hat einen (weißen) Freund und offenbar viel Freude beim Sex. Sie schildert dies in der ersten Person Singular recht ausführlich und ergreift dabei die Initiative. Ihre Sprache ist voller "four-letter-words": "shit" und "fuck" dürften neben dem bestimmten Artikel zu den meist benutzten Wörtern des Romans gehören – bei Upfield sind sie undenkbar. Respektlose Sprache (angereichert mit zahlreichen Australismen) und respektloser Humor sind die Markenzeichen der Romane und machen ihre Lektüre zu einem reizvollen Erlebnis.

In beiden Romanen versucht Emily zu ihren Wurzeln zurückzukehren. In ihrer Erinnerung wird ihr Lebenslauf teilweise noch vor dem Einsetzen der ersten Krimihandlung deutlich. Sie gehört als Kind den unterschiedlichen Welten der beiden Elternteile an (Vater weiß, Mutter schwarz, beide im Outback), wird weder vom Vater verleugnet noch von den Eingeborenen nach dem frühen Tod ihrer Mutter verstoßen, aber das Aufwachsen als Halbblut hat "its hairy moments" gehabt, wie einer ihrer Gesprächspartner es mal vermutet. Sie ergänzt:

"Mate, sometimes I thought it was gonna kill me. Trying to work out where I fitted in. Whether I was black or white. Whether I wanted to conquer the world, or cut out and run."

Als sie einen schweren Tabubruch begeht, verlässt sie mehr oder minder freiwillig ihre eigentliche Heimat, besucht eine Universität (wenn auch ohne Abschluss) und bereist mehrere Kontinente. Bei all dem wird sie allerdings nicht glücklich, so dass sie beschließt, noch in relativ jungen Jahren zu ihren Wurzeln im australischen Outback zurückzukehren und so sich selbst wieder zu finden. Ein Plot tut sich hier auf, den man über die beiden ersten Bänden hinweg weiterführen könnte -- eine Art Heimat- und Fortsetzungsroman, die allerdings aus echten Krimis zusammengesetzt ist.

Dass Diamond Dove (2008, in Amerika unter dem Titel Moonlight Downs erhältlich) und Gunshot Road (2010) echte Krimis sind, steht außer Frage. Hyland hält sich zum Beispiel an die Konvention, gegen Ende des Romans den oder die Täter überraschend zu entlarven, wobei allerdings diese so wenig in den Romanen präsent sind, dass das kaum schockierend ist. In beiden Romanen scheinen die Täter von Anfang an klar zu sein. Wie in den Krimis nun mal so üblich, hat die Protagonistin da ihre Zweifel, die sich dann bewahrheiten. In Diamond Dove ist Emily die Amateurin, die sich dann kompetenter als die angeblichen Fachleute, also die Polizei erweist, auch das ist nichts Neues, wie man weiß. In Gunshot Road gehört sie als "Aboriginal Community Police Officer" zu den staatlichen Ordnungshütern. In einigen Teilen nähert sich dieses Buch den typischen Polizistenromanen an: Emily muss sich als Frau in einer von Männern geprägten Beruf durchsetzen und sich dagegen wehren, primär zum Kaffeekochen abkommandiert zu werden. Sie macht auch das, was Polizistinnen so tun, schlichtet eine Schlägerei unter Betrunkenen, klärt einen Ladendiebstahl auf und führt dabei ohne Anzeige einen Täter-Opfer-Vergleich herbei. Dass sie im Mordfall zum Teil gegen den ausdrücklichen Willen ihres Vorgesetzten ermittelt und dabei mehrfach geltendes Recht bricht, gehört auch zu den nicht unüblichen Bestandteilen der Genre.

Die Welt, in der sich die Krimihandlung entwickelt, scheint von einer recht primitiven Bipolarität gekennzeichnet. Als Emily den schwarzen Ladendieb Danny auf offener Straße stellt, schildert sie die Situation so:

To the west, the desert of emblems, a cycle of endless rivers and winds, of red hills and yellow plains

To the east, behind him, was the town: a whitefeller whirlwind of concrete hotboxes and shimmering bitumen racked by smelters and smokestacks, by toxic blue dams, the even more toxic bottle shops and pubs.

Between the two – framed, somehow, by these contrasting images – was Danny Brambles.

Der Roman lässt keinen Zweifel darüber, dass Danny im Busch wesentlich besser aufgehoben wäre, als in der Stadt der Weißen, die ironischerweise an anderer Stelle von einem dort unglücklichen weißen Teenager als "coon town" (so etwas wie "Bimbohausen") abqualifiziert wird. Allerdings ist das Leben auf dem Lande auch nicht ohne Tücken, zumal, so das den zu untersuchenden Mord auslösende Verbrechen, die Gegend durch illegal entsorgte Atom Müll verseucht ist. Und schließlich ist das Leben im Busch so arm und beschwerlich, dass viele Eingeborene in die in der Tat fürchterliche Stadt fliehen. Emilys beste Freundin unter den Aborigines kann im Busch bleiben und dennoch nicht total verarmen, da sie als Künstlerin gutes Geld verdient – eine individuelle Lösung, die sich wohl kaum übertragen lässt.

Hyland präsentiert in den beiden Romanen eine große Zahl von primitiven, sexistischen, rassistischen, weißen Blödmännern und kann auch mal eine recht drastische Schilderung ihrer Untaten gegenüber der Urbevölkerung geben:

The last police punitive expedition swept through Kantulyu country within living memory. Those men, intent upon revenge for the spearing of a white prospector who couldn't keep his penis in his pants, rampaged through the countryside for weeks on end, killing whoever they came into contact with. Hundreds of Kantulyu died. The survivors fled in terror and ended up on the missions and settlements.

Man könnte fast meinen, mit dem geilen weißen Erzsucher sei ein Mensch wie Emilys Vater gemeint, der ja mit einer Aboriginefrau geschlafen hat und der im Bergbau tätig ist. Dieser ist aber eine sympathische Figur, die bei den Weißen und den Schwarzen beliebt und respektiert wird. Er liebt seine Tochter und sie ihn.

Hyland hat keine Vorurteile gegen Weiße. Er versucht zum Beispiel eine funktionierende weiße Familie mit Kindern darzustellen. Er hat großen, man möchte fast sagen, übergroßen Respekt vor weißen Exzentrikern, die es in den Busch verschlagen hat. Ein Mordopfer ist ein Sonderling mit einem Hirntumor, den niemand ernst nimmt und scheinbar in einem Streit unter Besoffenen erschlagen wird. Die Rehabilitierung fällt sehr üppig aus: Er hat nicht nur die illegale Ablagerung von Atommüll entdeckt, seine Aufzeichnungen erweisen sich posthum als wissenschaftlich äußerst wertvoll und bringen die Erforschung der Erdgeschichte Australiens und der Welt weiter. Damit aber noch nicht genug, seine scheinbar so wertlose Steinsammlung lässt sich so gut verkaufen, dass man die Leukämie Behandlung seiner Nichte in den Vereinigten Staaten finanzieren kann. Dem aufmerksamen Leser wird es aber nicht entgehen, dass die Tätigkeit dieser Leute sich letztlich mit den Naturvorstellungen der Ureinwohner sich schlecht vereinbaren lassen und dass sie, wenn auch sanft, ungewollt und nicht kriminell, wie weiland Lederstrumpf auf einem anderen Kontinent, zu ihrem Untergang beitragen.

Symbolisch kann man den Umgang der Weißen mit der Natur mit einem gewaltsamen Sexualakt darstellen. Die Ablagerung von Atommüll oder der Raubbau entspricht hier einer Vergewaltigung, die in Gunshot Road dann auch tatsächlich stattfindet. Die Sequenz entspricht zunächst dem üblichen Krimimuster: Detektivin bricht beim Verdächtigen ein, wird erwischt, wird k. o. geschlagen, soll ermordet werden, der Mörder mordet nicht gleich, so dass die Detektivin schließlich entkommt. Die Abweichung vom Schema liegt darin, dass der Täter nicht mit seiner Angeberei Informationen liefert und der Detektivin einen ganz besonderen Tod beschern will. Er möchte sie lediglich vergewaltigen – und da er nicht nekrophil ist, möchte er, dass die Detektivin dabei schreit und sich wehrt, ein Verhalten, das ihn um so mehr antört. Ungewöhnlich ist auch, dass die Detektivin erst nach vollzogener Vergewaltigung sich befreien und den Täter umbringen kann. Die Szene findet auf einer toxischen Müllkippe statt, der Vergewaltiger (weiß) hat Körperhaare wie *"toxic ash"*. Das Land ist da einsam und tot, oder wie es Emily ausdrückt: *"The spirit of the country was long gone, eaten away by acid"*. Wenn man die im Roman oft betonte Landschaftsverbundenheit der indigenen Bevölkerung berücksichtigt, so vollzieht sich hier an Emily nur das, was dem Land durch die Weißen schon widerfahren ist. Emily wird sich mit der Zeit von ihrer Vergewaltigung erholen können. Das Land wird es schwerer haben, auch wenn die Ablagerung radioaktiven Mülls gestoppt wird. Emily wird wohl auch wieder guten, einvernehmlichen Sex mit ihrem weißen Lover haben. Wie aber die an sich guten Weißen das Land nutzen können, ohne es zu zerstören, bleibt unklar.

Dass Emily bei aller Freundschaft zu den Weißen vom Schlage ihres Vaters ihr spirituelles Heil bei den Aborigines sucht, liegt nicht daran, dass sie die Kultur der Einwanderer nicht kennen würde. Ihre vulgäre, vom Slang geprägte Sprache kann und soll die Tatsache nicht verdecken, dass sie weit überdurchschnittlich gebildet ist. Ihrem Vater und ihrem Studium verdankt sie fundierte Kenntnisse in der Wissenschaft der Geologie, aber damit bei weitem nicht genug. Sie kann auch ein Wortspiel wie dieses machen *"It was more cant than Kant"*. Als vor ihrem Fenster ihr Wagen angefahren wird, schildert sie die Situation so:

I opened the door and spotted a monstrous four-wheel-drive ute, obligatory Rottweiler on back, obligatory moron in the front, negotiating its way out of the opposite flat's driveway. From the dent in my own Toyota, I figured the driver belonged to the von Ribbentrop school of negotiation.

Das ist gekonnte klassische Rhetorik, angefangen vom Asyndeton durch die Wortwiederholung und Parallelismus bis hin zu dem Polyptoton (*"four-wheel-drive, driveway, driver"*).

Auch die historische Anspielung ist nicht ganz ohne: auch viele Deutsche ihrer Generation könnten Hitlers Außenminister nicht so spontan benennen.

Wenig später trifft Emily auf einige Menschen:

The other whitefeller was an old guy with a head like a radioactive strawberry and a name that sounded like 'Jack Derrida'.

'Not the deconstructionist?' I asked Slippery.

"Jack?" came the reply. 'No way. Bit of a pisshead, but he wouldn't hurt nobody.'

Jack's contribution to the discourse, "Eeeeeaaaagheoo", was about as comprehensible as that of his namesake.

Und so geht es weiter mit Hinweisen und Zitaten von Shakespeare, Milton, Coleridge, Blake, Marlowe und Orwell. Emily setzt voraus, dass der Leser "*Dante's demon encased in ice*" unterbringen kann. Sie kann spontan Emily Dickinson zitieren und ein Zitat von ihr erkennen. Ihr Unbehagen an der westlichen Kultur basiert also nicht auf Unkenntnis.

Was Emily am heftigsten ablehnt ist die Religion der Eroberer, nämlich das Christentum, dem ihrer Meinung nach jegliche Spiritualität fehlt, wobei man natürlich nicht den Fehler begehen sollte, die Ansichten einer recht komplexen Romanfigur mit der Aussage des Romans zu verwechseln. Als Emily einmal einen protestantischen Geistlichen auf die Liste der Mordverdächtigen setzt, ahnt sie selbst, dass das in ihren Vorurteilen begründet sein könnte. Als auf einer Reise in einen selten besuchten Teil der Wildnis eine schwarze Frau zu Jesus betet, kommentiert das Emily so:

The notion of praying to an alien god while on a journey into her own traditions didn't seem to strike anyone but me as strange.

Hier könnte man noch als Leser meinen, das Problem läge nicht im Christentum, sondern in der Psyche eines Mischlings, der da die echten Eingeborenen als reine Hüterin der Tradition übertreffen möchte. Bei einigen Auftritten von Christen könnte man auch auf die Idee kommen, die Darstellung sei ein Teil eines zwar scharfen aber letztendlich gutmütigen Humors. Beide Eindrücke werden aber gerade im zweiten Roman nicht bestätigt, der eine recht wüste Polemik gegen das Christentum an sich und vor allem gegen die katholische Kirche enthält.

Der (erste) Mordopfer ist ein Weißer und ein allseits bekannter Atheist. Kaum dass die Leiche gefunden wird, macht sich ein evangelistischer Geistlicher an sie heran. Ein wenig gebildeter Weißer bezeichnet ihn als "*priest*", der ihm "*the last rites*" verpassen wollte. Emily weiß natürlich, dass diese Worte wenig passend sind. Als der "*pastor*" dann bei der Vernehmung den Toten als ein Mitglied seiner Herde bezeichnet, platzt Emily der Kragen. Der Atheist bekommt dann ein katholisches Begräbnis, denn die Möglichkeiten, eine Leiche halbwegs würdevoll unter die Erde zu bringen sind etwas begrenzt:

And I could understand the family's dilemma: your Bluebush burying options were limited, to say the least. It was the Filipino priest, the lezzie (abwertend für "lesbisch") ladies from the Outback Mission or the town tip.

Das katholische Begräbnis – ein Ritual ohne Sinn und Trost, auf das man halt mangels würdevoller Alternative zurückgreift.

Es kommt aber für das Christentum noch dicker. Nach ihrer Vergewaltigung hält es Emily nicht lange im Krankenhaus aus. Bei ihrer Wanderung durch die Stadt landet sie irgendwann in einer katholischen Kirche. Während der Messe findet sie dort zwar die Elite der Stadt, dafür aber weniger Trost als früher bei einer schwarzen Alkoholikerin. Die humorvolle Darstellung des Rituals macht die Szene zunächst amüsant. Dann betritt der verstörte schwarze Teenager namens Danny das Haus Gottes als Mitleid erregende Figur. Wenn auch dumm und ungeschickt und missverständlich: er bittet um Hilfe. Der Priester beschimpft ihn, man ruft

die Polizei. Man könnte meinen, das sei schon recht plumpe antikatholische Propaganda. Es wird aber noch schlimmer: Einer, und nur einer der versammelten katholischen Elite erweist sich als ein barmherziger Samariter und hilft Emily, den Jungen zu beruhigen und nach Hause zu fahren. Was der Leser da noch nicht ahnen kann: Es handelt sich dabei um den Mastermind hinter all den Verbrechen im Roman. Der einzige im landläufigen Sinne christlich handelnde Katholik spioniert den Jungen aus, um ihn später besser ermorden lassen zu können. Für Danny ist das Christentum und die katholische Kirche so toxisch wie für den Busch der radioaktive Abfall. Er wird zwar die Anschläge des unbarmherzigen Samariters überleben, aber nur dank den Heilkünsten einer eingeborenen mythischen Figur.

Wenn aber der Glaube an den fremden Gott keine Orientierung für die Eingeborenen bieten kann, wie verhält es sich mit den traditionellen religiösen Vorstellungen, mit der Kultur und Lebensweise der Vorfahren? Als Teenager hat bekanntlich Emily riesige Probleme mit diesen gehabt, ihr Rückkehr in den Outback soll aber genau zu diesen führen. Emily ist zwar körperlich angekommen, geistig ist sie auch am Ende des zweiten Romans noch unterwegs. Die eben erwähnte mythische Figur hat ihr einst diesen Rat gegeben: *"Take time, listen to the country"*. Am Ende des Romans erfolgt die Bestätigung *"Look like you getting there"*. Vielleicht kann sie nach einigen weiteren Mordfällen dem Leser klar machen, was damit gemeint ist, wie eine eingeborene und aufgeklärte Spiritualität im einundzwanzigsten Jahrhundert aussehen könnte. In den ersten beiden Romanen glückt ihr das nicht.

Statt Spiritualität bieten die Romane letztlich literarisch verbrämten Aberglauben, Budaenzauber von Eingeborenen, auch wenn das triviale Interesse gerade primitiver Menschen an solchen Phänomenen kritisch dargestellt wird. In *Diamond Dove* trifft Emily in ihrer Eigenschaft als Kellnerin auf eine Gruppe von besoffenen Rassisten. Diese mokieren sich über den Gestank der "Abos" und sind generell der Meinung, diese wären besser tot als lebendig. Etwas aber kennen auch diese Menschen aus dem Kulturschatz der Eingeborenen, nämlich das von Upfield so ausführlich dargestellte *"boning"*, auch wenn sie natürlich nicht daran glauben. Schadenszauber ist offenbar auch für diese Sorte von Menschen nicht ganz uninteressant, wie Vampire, Werwölfe und dergleichen mehr.

Hyland nutzt dieses Interesse auf eine sehr traditionelle Weise. Er deutet weit und breit das Eingreifen übernatürlicher Mächte an, lässt aber ein Hintertürchen offen, so dass auch eine natürliche Erklärung der seltsamen Vorgänge gerade noch möglich bleibt. Gegen Ende beider Romane gerät Emily in höchste Not. Im ersten kann sie eine Steinlawine auslösen, die den Bösewicht außer Gefecht setzt, die Tat ist aber in mystischer Weise mit der Titeltraumfigur *"Diamond Dove"* verbunden, welche die Szene beherrscht. Im zweiten Roman taucht eine schwarze Retterfigur auf. Dieser kann zwei Mörder auf sehr spektakulärer Weise kampfflos umbringen, weil diese wie hypnotisiert ein angebliches Naturphänomen beobachten, das aber für Emily unsichtbar bleibt. Zauberei oder nicht, das bleibt hier die Frage, zumal der Retter dann auch noch eine Heilung vollbringt, die sehr stark an eine Totenerweckung erinnert. Wie das auch immer sein mag, es ist wohl fraglich, ob diese Art von Religiosität tatsächlich geeignet ist, einen positiven Beitrag zur Lebensbewältigung zu leisten. Dass das auch anders geht, versucht ein amerikanischer Krimiautor namens Tony Hillerman zu beweisen, dessen Romane im Südwesten der Vereinigten Staaten spielen und dessen Protagonisten und Detektive der indigenen Bevölkerung angehören.

Die Ähnlichkeiten zwischen Upfields und Hylands Romanen zu denen Hillermans sind zum Teil gattungsbedingt: Sie sind eben Krimis, sie folgen und variieren bewährte Formeln. Im 1973 zuerst veröffentlichten *Dance Hall of the Dead* geschieht im ersten Kapitel ein Mord, auf Seite vierundvierzig begegnet der Leser dem zu diesem Zeitpunkt noch völlig unverdächtigen Mörder, auf Seite zweihundertsechzehn fällt beim Detektiv der Groschen und er hat den

Fall gelöst -- der Leser braucht dann in der Regel noch etwas länger. Wenn auch gerichtsrelevante Beweise rar sind, siegt auch hier auf eine etwas unkonventionelle Art die Gerechtigkeit. Auch im Detail findet man in Hillermans Roman Altes und Bewährtes: Als der Detektiv den Vater eines Verdächtigen vernehmen will, ist dieser zu besoffen, um vernünftig zu reden. Als der Ermittler später zurückkommt, findet er ihn wie nun mal üblich erschlagen in seinem Hogan. Wie auch so viele Krimidetektive hält sich der Protagonist auch bei Hillerman nicht an das Legalitätsprinzip und drückt schon mal das Auge zu.

In vielen Bony-Romanen und in allen Krimis Hylands und Hillermans spielt die Landschaftsschilderung eine zentrale Rolle. Die Tradition ist in der weißen Literatur mit prominenten indigenen Figuren seit spätestens James F. Coopers Lederstrumpfromanen fest verankert: Der Indianer oder auch der Aborigine agiert oft in einer exotischen Landschaft, den die meisten Leser aus Büchern, später vielleicht aus Film- und Fernsehen oder aus Urlaubsreisen kennen, in der sie aber nicht beheimatet sind. Die Landschaft ist extrem und hat Potential zur Erhabenheit, selbst wenn sie radioaktiv verseucht sein sollte. Bei Hillerman geht es um den amerikanischen Südwesten in oder um die Reservation der Navajos. Dieser ist dem australischen Outback nicht gänzlich unähnlich, da Wasser hier wie dort knapp ist, die Besiedlung eher dünn, die landwirtschaftliche Nutzung noch am ehesten durch Weidetiere möglich, die Ausbeutung von Bodenschätzen lukrativ aber nicht unproblematisch. Die Detektive aller drei Autoren sind mit der jeweiligen Landschaft sehr eng verbunden und arbeiten zum Teil bis ins Detail mit den gleichen Methoden, man denke da nur an das in Deutschland durch Karl May popularisierte Spurenlesen.

Emily Tempest plädiert in Gunshot Road eloquent für die positive Rolle instinktiven, bewusst nicht weiter begründbaren Wissens bei der Polizeiarbeit im Outback. Sie ist zwar noch eine Suchende, aber sie hat schon genug Zeit dort verbracht "*to know that things interconnect – deaths and dreams, watercourses, tracks and plants. Everything. And if something's out of place ...*" Emily bricht hier ab, aber es ist klar, dass das Gefühl der gestörten natürlichen Harmonie und Folgerichtigkeit der Dinge es ist, was der indigene Detektiv besser wahrnehmen kann als die Zugewanderten. Und das ist dem, was der Navajo Polizist Leaphorn von seinem Großvater gelernt hat, sehr ähnlich. Die Lehre des alten Indianers ist nämlich immer wieder auf denselben Punkt zurückgekommen:

Interdependency of nature. Every cause has its effect. Every action is a reaction. A reason for everything. In all things a pattern, and in this pattern, the beauty of harmony. Thus one learned to live with evil, by understanding its cause. And thus one learned, gradually and methodically, if one was lucky, to always 'go in beauty,' to always look for the pattern, and to find it.

Wenn dieses Muster nicht erkennbar ist, oder, mit Emilys Worten, wenn etwas nicht an seinem Platz ist, dann muss der Detektiv den Grund erkennen, um sinnvoll leben, um in Schönheit wandeln zu können. Man sieht, dass Hillerman die Lebensphilosophie der indigenen Bevölkerung, hier der Navajos, in dem meist nicht indigenen Leser verbindlich und nachahmenswert präsentiert. Mit dem Bösen in der Welt leben zu lernen, indem man dessen Ursachen erkennt – der alte Navajo ist kein Erbe der Aufklärung, kommt aber auf anderen Wegen zu einer aufgeklärten Lebensweisheit, mit der man sich gut den Anforderungen des zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhunderts stellen kann.

Es handelt sich wohlgerne um eine Navajo- und nicht um eine Indianerweisheit. Alle Eingeborenen in einen Topf zu werfen und sie mit gemeinsamen Eigenschaften auszustatten ist ja bekanntlich äußerst problematisch um nicht zu sagen dumm. Hyland stellt dies einmal indirekt dar, als er seine Detektivin in einer polemischen Auseinandersetzung mit einem protestantischen Pastor Folgendes sagen lässt:

"Bruno Giordano. Figured out the earth revolved around the sun. Your mob put him on a donkey and paraded him through the streets of Rome, then burned him alive."

He (der Protestant) blinked. "My mob?"

"Friars of St John the Beheaded."

He jerked his head back. "Hardly my mob."

"Oh, sorry – thought you were a Christian."

Emily offenbart hier Detailwissen, so dass die Annahme, sie wisse über die Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus nicht Bescheid, absurd ist. Sie ist nicht das Dummerchen, ganz im Gegenteil. Was sie hier mit den Christen macht ist genau das, was die Weißen mit den verschiedenen indigenen Völkern machen: Sie wirft sie alle in denselben Topf. Hillerman präsentiert diese Botschaft in Dance Hall of the Dead direkter und lässt seinen Detektiv einer weißen Gesprächspartnerin gegenüber das so auf den Punkt bringen:

"I'm not a Zuni. ... A Navajo isn't likely to know any more about the Zuni religion than a white man will know about Shintoism."

Die Romanhandlung belegt die Richtigkeit dieser Aussage, obwohl die Navahos und die Zunis auf relativ engem Raum zusammenleben.

Die Multikulturalität der indigenen Bevölkerung und die Auseinandersetzung mit der dominanten weißen Kultur (was auch immer das sein mag) prägen Hillermans Romane. In Dance Hall variiert der Autor dieses Motiv in den Figuren der beiden jugendlichen Mordopfern. Dies wird schon im ersten Kapitel deutlich, und sogar in den ersten beiden Sätzen des Romans angedeutet:

Shulawitsi, the Little Fire God, member of the Council of the Gods and Deputy to the Sun, had taped his track shoes to his feet. He had wound the tape as Coach taught him, tight over the arch of the foot.

Der kleine Feuergott trägt offenbar Turnschuhe und keine Mokassins. Er verbindet hier das Wissen, das ihm sein "Coach" (auch im Englischen mit großem Anfangsbuchstaben) auf der (wie man später erfährt, katholischen) Schule beigebracht hat, mit der Vorbereitung auf ein Zuni-Fest, in dem er als Läufer eine wichtige Rolle spielen soll. Er denkt dann intensiv über seinen Navaho Freund (später das zweite Mordopfer) nach, der den ungewöhnlichen und kaum erfüllbaren Wunsch hat, ein Zuni zu werden. Da die Jungs offenbar über Religion miteinander gesprochen haben, fürchtet der kleine Feuergott, er habe einem Fremden gegenüber zu viel von dem Glauben der Zunis erzählt und so eine Art Geheimnisverrat begangen. Es wird klar, dass sein Ansprechpartner in diesem Gewissenskonflikt ein katholischer Priester gewesen ist.

Als der ermordete Feuergott begraben wird, geschieht das wieder auf multikultureller Art und Weise: *"First a funeral Mass at the mission church and then the ceremonial of the Badger kiva at the open grave."* Die Spannung zwischen heidnischen und christlichen Glauben wird hier beim Begräbnis eines Indianerjungen, der gleichzeitig der Kleine Feuergott und ein katholischer Ministrant war, überbrückt. Man hat nicht den Eindruck, der Junge hätte diese beiden Rollen in tragischer Weise als unvereinbar empfunden. Die Tatsache, dass die *"una sancta"* schon seit Jahrhunderten in der Gegend präsent ist, mag dabei geholfen haben. Der katholische Priester ist ein Weißer aber kein Fremdkörper: Er spricht perfekt Navajo. Auf den Wandgemälden seiner Kirche sind unter anderem *"the Dancing Gods of the Zunis"* abgebildet. Man hat offenbar miteinander leben gelernt und zollt einander Respekt.

Beim zweiten jugendlichen Mordopfer bricht aber dieser Burgfrieden der Religionen und der Kulturen zusammen. George Bowlegs ist ein junger, ernsthafter und deshalb auch funda-

mentalistic Gottsucher. Der Priester weist auf diese Tatsache zunächst mit recht zynisch anmutenden Worten hin:

"... (es gibt) *something in him driving him to know more than a natural man is supposed to know. He'll probably end up writing poetry, or shooting himself, or being a drunk like his father. Or maybe we'll* (die katholische Kirche) *still bag him and we'll have a Saint Bowlegs of Zuni.*"

Dann wird der Pater aber nachdenklicher und erkennt die potentielle Tragik der Situation:

"... *George was looking for something because he was smart enough to see he didn't have anything ... He was away from his family, so he was denied the Navajo Way, and he didn't have anything to replace it.*"

Das Problem des jungen Mannes ist die Entwurzelung. Er ist nicht in eine religiöse Welt eingewachsen und hat nicht in seiner Lebensweise Spiritualität der Mythen der eigenen Kultur übernommen: Nur wenn man schon etwas hat, so der Roman, kann man sich mit dem Anderen anfreunden, ohne sich selbst aufzugeben. Die Religion der Zuni und auch der Navajo ist (wie übrigens auch die der Juden) betont nicht missionarisch. Eine Bekehrung zum "richtigen" im Gegensatz zum früheren "falschen" Glauben ist hier nicht vorgesehen. Die Vorstellung, ein junger Mann könne erkennen, welche der Religionen allgemein die "wahre" sei, und dann seine Stammeszugehörigkeit entsprechend wechseln, ist absurd. Die "*una sancta catholica et apostolica ecclesia*" hingegen ist in ihrem Wesen missionarisch, wobei sie sich bis einem gewissen Grade mit lokalen Kulturen arrangieren und mit ihnen, wie im Roman angedeutet, leben kann.

Die Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche steht keinesfalls im Mittelpunkt des Romans. Die Unterschiede der beiden jungen Freunde sind schon deshalb wenig für den Plot relevant, weil sie beide von demselben (weißen) Mörder umgebracht werden und weil diese Verbrechen nicht religiös motiviert sind. Der Glaube der Opfer ist in diesem Kontext irrelevant. Die Frage aber, wie man als Navajo oder als Zuni oder als Hopi in der modernen Welt leben kann, ohne sich selbst aufzugeben, ist in allen Romanen der Reihe von entscheidender Bedeutung. Hillerman spielt da alle möglichen Variationen durch. Weil dabei sein Detektiv Leaphorn nicht alles abdecken konnte, erfand er einen zweiten, jüngeren Navajo-Ermittler namens Chee, so dass bei den Problemen der Lebensgestaltung (Will man auf der Reservation oder in einer Stadt wohnen?), Heirat (Kommen da auch Weiße in Frage und wenn ja, was geschieht dann mit den Kindern?) oder Berufsweg (Sollte man bei der Stammespolizei bleiben oder überregional Karriere machen?) mehrere Möglichkeiten erörtert und durchgespielt werden können.

Viele der in Dance Hall of the Dead angesprochenen Probleme sind so zeitlos wie die Landschaft, in der sie angesiedelt sind. Es rentiert sich aber auch einen Blick auf die Zeit (frühe siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts) zu werfen, in der der Roman geschrieben wurde: Studentenbewegung, Black Power, Vietnamkrieg und dann schon kurz darauf auch Watergate spukten in den Köpfen der politisch denkenden Amerikaner herum. Radikalisierung oder eben die radikale Angst vor der Radikalisierung trieben damals seltsame Blüten, und von all dem blieben die Indianer nicht ausgenommen. Indigene Aktivisten führten medienwirksame Aktionen durch, besetzten symbolträchtig Plymouth Rock, die Nachbildung der Mayflower oder auch Mount Rushmore. Im selben Jahr wie der Roman erschienen ist, verschanzte sich eine Gruppe von Indianern in Wounded Knee und trotzte dreiundsiebzig Tage lang der sie belagernden Staatsmacht. Hillerman dürfte vielleicht etwas von der damit erweckten Interesse an indianischen Angelegenheiten profitiert haben, er ging aber auf solche Ereignisse nur indirekt ein und erspart es seinen Polizisten, gegen indigene Aktivisten aktiv vorgehen zu müssen.

Indirekt ist aber Dance Hall of the Dead tief in den zeitgenössischen politischen Auseinandersetzungen verwurzelt. Zunächst einmal betont der Roman mit großer Entschiedenheit die Unterschiede und nicht die Ähnlichkeiten unter der indigenen Bevölkerung. In seinem Selbstverständnis ist Leaphorn ein Navajo und kein Indianer. Die Möglichkeit einer sinnvollen, stammesübergreifenden indianischen Nationalismus scheinen da kaum gegeben zu sein. Radikale Protestaktionen sind ihm wesensfremd, und diese Eigenschaft teilt er wohl mit dem ihn erschaffenden Autor. Die politischen Konflikte innerhalb von Leaphorns "*Stamm*", genauer und politisch korrekter "*Nation*", sind nicht Thema dieses Romans. Gerade die Ereignisse um Wounded Knee zeigten aber, dass die Auseinandersetzung innerhalb einer Nation mit den pan-indianischen Radikalen äußerst brutal sein und zu Mord und Brandstiftung führen konnten.

Die Vertreter der damals neuen Jugendkultur werden im Roman durchwegs negativ gesehen. Es existiert eine Art Hippie-Kolonie am Rande der Navajo-Reservation, das Leben dort und das Verhältnis der Leute zueinander sind aber wenig anziehend, um nicht zu sagen abstoßend. Anzeichen einer positiven Alternative zum konservativen "*American way of life*" sind nicht erkennbar: Die Kommune bietet eher eine Dystopie als eine Utopie. Ihre Existenz verdankt sie dem Rauschgift – sowohl Konsum als auch Import – und ist deshalb mit gutem Grund im Fadenkreuz der Ermittlungsbehörden.

Die Darstellung der organisatorischen Zersplitterung der amerikanischen Polizeikräfte nimmt im Roman einen breiten Raum ein und verortet diesen in der Untergattung des "*Polizeikrimis*", des "*police procedurals*". Die Zuständigkeiten in einem Reservat sind in der Tat verwirrend: Es gibt zunächst einmal die Stammespolizei, in Dance Hall of the Dead gleich doppelt, denn sowohl die Navahos als auch die Zunis verfügen über eigene Organisationen. Dann gibt es die Landespolizei des zuständigen Bundesstaates, und dann gibt es auch noch die Polizeikräfte des Bundes, allen voran natürlich das FBI. Die Zusammenarbeit ist alles andere als harmonisch, zumal nicht nur die Zuständigkeiten sich überlappen, sondern auch die jeweiligen Loyalitäten verschieden sind. Leaphorn genießt ganz eindeutig nicht das Vertrauen der Bundesbehörden und teilt seinerseits sein Wissen nicht mit den Agenten des Bundes. Als die Zunis die Bestrafung des Mörders an dem Jungen Feuergott, eines Verbrechers, der nebenbei auch noch todeswürdiges Sakrileg begangen hat, selbst in die Hand nehmen, so hat der Navajo Polizist nichts dagegen. Wenn diese Aktion den üblichen rechtsstaatlichen Normen, den Landes- und Bundesgesetzen widerspricht, so ist das nicht etwas, was von Leaphorn gemeldet oder gar verfolgt werden müsste. Der Stamm ist schließlich eine Nation und als solche älter als die Vereinigten Staaten. Leaphorn kommt der Tolerierung von Lynchjustiz gefährlich nahe, es sei denn, man geht von einer Stammessouveränität aus.

In der positiven Schilderung des lokalen, ortsverbundenen Polizisten und der negativen Darstellung des FBI-Agenten zeigt Dance Hall of the Dead einen bemerkenswerten Wandel im amerikanischen Bewusstsein an, der sich gerade in jener Zeit vollzogen hat. Im Jahr vor dem Erscheinen des Romans starb J. E. Hoover, der langjährige Leiter des FBI. Er war es, der das Büro erstens mächtig und zweitens populär gemacht hatte. Im Nachruf von Time Magazine zählte man Hoover zu den großen Amerikanern. Zwei Jahre nach Erscheinen des Romans mutierte in derselben Zeitschrift Hoover zum Schurken: Er wurde zum Rassisten, zum Erpresser, zum Tyrannen, zum Unterdrücker der Bürgerrechte. Die Erfolge der FBI wurden herabgesetzt, das Versagen des Büros herausgestellt. Als der Roman erschien, lief im amerikanischen Fernsehen seit 1965 die Serie The FBI mit Efrem Zimbalist Jr. in der Hauptrolle, worin die Behörde mit den Worten einer viel späteren Geschichte des Büros als "*moralizing, squeaky clean, nonviolent, open and aboveboard*" dargestellt wurde. Drei Jahre nach Erscheinen des Romans wurde die Serie eingestellt. Das alte Bild ließ sich nicht mehr vermitteln. Eine kritische Einstellung zum FBI hat es natürlich immer gegeben, nun aber wurde sie zu einem Teil des "*Main-streams*". Die unglückliche Rolle des Büros bei Wounded Knee spielte dabei auch

eine gewisse Rolle. Hillerman reflektiert diesen Wandel, wobei seine Kritik noch relativ sanft ausfällt.

Wegen ihrer politischen Anspielungen werden die Romane der Leaphorn-Chee-Reihe heute allerdings keine Leser finden. Einige Kritiker bewundern den jeweiligen Plot dieser Krimis, aber gerade dort könnte man auch die Schwachstellen suchen. Dance Hall of the Dead ist zum Beispiel das Verhalten des Mörders zunächst gut motiviert: Man kann sich gut vorstellen, wie ein fanatischer, verlachter Wissenschaftler zunächst Ergebnisse fälscht und dann die Entdeckung dieses Verhaltens mit allen Mitteln einschließlich Mord zu verhindern sucht. Kann man aber Hillerman wirklich abkaufen, dass dieser Weißer dann als indianischer Geist verkleidet lange erfolgreich sein Unwesen treibt und dabei mit Hilfe eines Betäubungsgewehrs eine äußerst geschickte Falle stellt? Im Interesse des Plots werden hier die Grenzen der Glaubwürdigkeit gesprengt.

Lesenswert sind die Hillerman-Krimis vor allem wegen ihrer Darstellung der indigenen Religionen. Zum einen hat der Autor offensichtlich seine Hausaufgaben gemacht und kennt sich, trotz einiger Bescheidenheitsfloskeln in den Einleitungen zu Romanen, bestens in der Materie aus. Man geht nicht fehl, wenn man sein völkerkundliches Wissen aus diesen Büchern bezieht. Die Romane bieten aber mehr. Sie zeigen echte Menschen, die in dieser Spannung von traditionellem Glauben und moderner Welt leben und eine Anpassung ohne Selbstaufgabe anstreben und ansatzweise sogar verwirklichen. Bei allem primitiven Aberglauben und touristischer Vermarktung, bei aller Bedrohung durch den allgemeinen Zerfall traditioneller Werte, den es bekanntlich nicht nur bei den Navajos gibt, der sich aber bei relativ kleinen Nationen und Glaubensgemeinschaften verheerender auswirken kann als anderswo, ist der "*Navajo way*" in diesen Romanen immer noch gangbar und zum Teil glaubwürdig vorbildlich.

Eines der Beispiele dafür ist der Umgang der Navajos mit den Sterbenden. Hillerman schildert da eine Sitte in mehreren seiner Romanen. Nach dem "*Navajo way*" sollte man tunlichst darauf achten, dass kein Mensch in einem geschlossenen Raum stirbt. Geschieht das dennoch, dann bleibt der böse, widerwärtige Teil seines Geistes dort gefangen und macht das Weiterleben in dieser Behausung unmöglich. Ein Hogan, in dem ein Navajo gestorben ist, wird verschlossen und verlassen. Die Angehörigen ziehen um, der Ort wird von allen gemieden.

Auf den ersten Blick scheint das unmenschlich und abergläubisch zu sein. Man teilt dem Todkranken mit, dass seine Zeit abgelaufen sei und zerrt ihn an die frische Luft, damit er mit seinem Tod keinen Schaden anrichtet. Ist es aber wirklich humaner und aufgeklärter, einen Menschen hinsichtlich seiner Überlebenschancen bis zu seinem letzten Augenblick auf Erden zu belügen? Ist da ein rituell geordnetes Abschiednehmen nicht würdevoller? Wird zu einem kranken Katholiken der Priester gerufen und spendet ihm dieser die letzte Ölung, so weiß der Betroffene genau so wie der nach Außen getragene Navajo, dass sein Leben wohl zu Ende geht. Die Trauerarbeit der übrig gebliebenen Katholiken wird leichter, wenn sie das Gefühl haben, ihr Angehöriger sei im Frieden mit Gott gestorben. Der sterbende Navajo schenkt den Seinen noch im Tod eine Behausung und schafft die Möglichkeit, dass das Andenken an ihm, also sein Geist, keinen Schaden anrichtet.

Beim Entstehen des Navajo-Rituals können einige durchaus vernünftige Erwägungen von Bedeutung gewesen sein. Bekanntlich spielten beim großen Sterben der indigenen Bevölkerung Amerikas nach ihrer "Entdeckung" ansteckende Krankheiten eine führende Rolle. Einen Ort zu meiden, an dem der Tod rasch und häufig auftritt, mag da eine sinnvolle Schutzmaßnahme gewesen sein. Da die Navajos, übrigens als einzige Nation unter den indigenen Völkern Nordamerikas, eine Hirtenkultur entwickelt hatten, war der Umzug mitunter auch aus

anderen Gründen unvermeidlich und ohne unzumutbaren Aufwand verwirklicht. Die Hogan waren ohnehin nicht für die Ewigkeit gebaut.

Man sieht hier aber auch deutlich, dass die Art und Weise, wie die Navajo mit ihren Sterbenden umgehen, zwar sehr human sein kann, dass sie aber an eine bestimmte Lebensweise gebunden ist. Eine Wohnung oder gar ein ganzes Hochhaus in städtischer Umfeld für immer zu meiden, nur weil jemand darin gestorben ist, wäre absurd und nicht verhältnismäßig. Im Reservat geht das, gerade noch, und die Städte spielen bei Hillermans Navajos nicht die entscheidende Rolle. Damit bedient er ein uraltes Thema der Weltliteratur: Das Landleben ist ursprünglicher, natürlicher und somit auch besser, als das Leben in einer Stadt.

Es kann also festgestellt werden, dass Krimis durchaus in der Lage sind, die Probleme des Rassismus, der Multikulturalität und der Entwurzelung (um nur einige zu nennen), wie sie bei den zahlenmäßig den weißen Einwandern hoffnungslos unterlegenen Völkern auftreten, für den Leser erlebbar zu machen. Sie können auch die Lebensphilosophie dieser Völker größeren Gruppen erschließen. Ob die Autoren nun selbst zu der indigenen Bevölkerung gehören, spielt dabei kaum eine Rolle. Hillerman, in dieser Beziehung der erfolgreichste der hier behandelten Autoren, wurde wegen seiner Krimis von der Navajo-Nation der Status eines "*Special Friend of the Diné*" (= Selbstbezeichnung der Navajo) verliehen. Seine Bücher dienten in den Schulen der Reservate als Lektüre. Er war stolz darauf, dass aus einer Abstimmung der Schüler der St. Catharine Indian School er als der populärste aller Autoren hervorging. Einige ältere Navajos versicherten ihm nach seinen eigenen Angaben, dass die Lektüre seiner Krimis das Interesse ihrer Kinder am "*Navajo Way*" geweckt habe. Das gilt auch für seine europäischen Leser.

Und dennoch: Ist das Interesse des Krimilesers erst einmal für die indigenen Völker geweckt, so wird er irgendwann versuchen die Werke von Autoren zu konsumieren, die eben zu dieser Gruppe von Menschen gehören. Dank Internet und Google wird er nicht lange suchen müssen und wird dabei irgendwann auch auf Marcie R. Rendon (Jahrgang 1952) stoßen und erfahren, dass die Autorin mit indigenen Wurzeln der Anishinabe White Earth Nation angehört. Ihre Tätigkeit als Kulturschaffende beschränkt sich keinesfalls auf Krimis. Für diese Gattung ist sie allerdings durch ihren Bachelor in Strafjustiz besonders qualifiziert. Diesen akademischen Grad hat sie obendrein auch in Indianistik. Ihre Serienheldin Renee Blackbear mit dem Spitznamen Cash ist bei ihrem ersten Romanauftritt (*Murder on the Red River*, erschienen 2017) neunzehn Jahre alt. Die Handlung spielt im Sommer 1970, so dass sie fast aufs Jahr genau der Generation ihrer Schöpferin angehört. Gewisse autobiographische Züge lassen sich also vermuten, zumal Cash am Ende des Romans ihr Studium mit dem Schwerpunkt Strafjustiz an der "*alma mater*" der Autorin beginnt.

Wie auch immer es sich damit verhält: Cash ist eine ungewöhnlich starke Frau aber keine Superheldin. Bereits als Dreijährige gerät sie in die Fänge der Fürsorge, wird von ihrer Familie getrennt und wächst als ausgebeutetes und ungeliebtes Pflegekind auf verschiedenen von Weißen betriebenen Farmen am nördlichen Red River auf, also im so genannten "*breadbasket of the world*". Sie lässt sich nicht in die Rolle einer Küchenmagd drängen, lernt eher LKW-Fahren als Kochen und verrichtet Männerarbeit. Noch nicht zwanzigjährig kann sie sich ihr Lebensunterhalt als landwirtschaftlicher Arbeiter verdienen und bessert ihr Einkommen als recht erfolgreiche Billardspielerin auf. Glücklicherweise ist sie dabei allerdings nicht, dafür aber Nikotinsüchtig und Alkoholkrank. Mit ihren weißen Billardpartner, der verheiratet ist, Kinder hat und keinerlei Anstalten macht, mit Cash zusammenleben zu wollen, hat sie zwar Sex, aber dabei bleibt es. Die Verbindung ist eine reine Spiel- und Fickgemeinschaft, keine Liebe. Dass sie nicht völlig vor die Hunde gegangen ist und geht, verdankt sie dem einsam lebenden Sheriff Wheaton, der immer wieder für sie da ist. Er ist es, der dafür sorgt, dass Cash am Ende

des Romans zu studieren anfängt. Warum dieser Polizist so ist, wie er nun einmal ist, wird im ersten Roman nicht erwähnt und bleibt als Spannungselement für die Fortsetzung der Reihe erhalten. Im Krimiplot dient er vor allem dazu, um Cashs Beteiligung an der Mordermittlung halbwegs plausibel zu machen.

Als Krimi ist Murder on the Red River ausgesprochen schwach. Wheaton und zwei FBI-Agenten verrichten Routinearbeit ohne Glanz und Originalität, die obendrein kaum geschildert wird. Auch Cash ermittelt praktisch kaum und lässt sich von ihrer Intuition leiten. Da sowohl sie als auch die Mörder zum Tatort zurückkehren, werden diese auf sie aufmerksam. Sie wissen, dass Cash mit dem Sheriff in Verbindung steht, also wird sie von ihnen entführt, weil sie herausfinden wollen, was über die Tat bekannt ist. Cash kann aus der tödlichen Gefahr entkommen und fügt dabei einem der Täter so schwere Brandverletzungen zu, dass er von seinem Mittäter in einem Krankenhaus gebracht werden muss. Dieser beschuldigt zwar Cash der unbegründeten Gewaltanwendung, bricht aber beim Verhör (*off stage*) bald zusammen und gesteht alles. Neben der Befreiung aus einer äußerst misslichen Lage wartet der Roman mit einer Fluchtszene auf, in der Cash von den Mördern, die sie für einen Bären halten, gejagt wird. Der ersten Leiche folgt irgendwann wie üblich eine zweite. Damit sind die Krimielemente so ziemlich vollständig aufgezählt. Berausend ist all das auf keinen Fall. Die gerade in den Romanen mit indigenen Protagonisten üblichen paranormalen Elemente (eine schwach telepathische Verbindung zwischen Cash und Wheaton; ihre Fähigkeit, ihren Körper zu verlassen und bedeutsame Träume zu haben) machen die Sache auch nicht unbedingt besser.

Und dennoch: Murder on the Red River ist ausgesprochen lesenswert. Die Zerstörung indigener Familien durch eine im Ansatz vielleicht sogar gut gemeinte, de facto jedoch rassistische "Rettung" der Kinder aus dem Zusammenleben mit problematischen Eltern (die man übrigens auch aus Australien bestens kennt), wird nicht nur wie üblich angeprangert, sondern auch überzeugend gestaltet. Auch sonst stößt man im Roman immer wieder auf Aspekte indianischen Lebens, die dem Leser vielleicht nicht bekannt sind, so müssen sich indigene Frauen einige Brocken Spanisch aneignen, damit sie sich in Kneipen, die für Hispanics nicht jedoch für indigene Menschen offenstehen, sich besaufen können. Andererseits leben mexikanische Wanderarbeiter "*in shacks not even the Indians would live in*". Ausbeutung ist kein Sonderstellungsmerkmal der Urbevölkerung. Ganz allgemein vermittelt Rendon wie nebenbei einen guten Einblick ins Leben im Brotkorb der Welt. Auch die Zeitgeschichte ist treffend eingefangen: Im Radio hört man immer wieder vom "*body count*" im Vietnamkrieg. Ein toter Vietnamese ist wohl ein guter Vietnamese, die große weite Welt grüßt Minnesota und North Dakota.

Zu beachten ist, dass der Roman bei aller Anklage, die gerade aus der Perspektive der Protagonistin nicht unbedingt ausgewogen sein muss, sich durchaus bemüht, die positiven Aspekte des "*American way of life*" nicht gänzlich zu verschweigen. Cash wird zwar von ihren Pflegeeltern brutal ausgebeutet, aber auch in die Schule geschickt, wo sie sich wohl fühlt und von den Lehrern gemocht wird. Allerdings versagen diese, weil sie die Einserschülerin nicht zu einem Collegebesuch ermuntern. Aber immerhin, Cash verfügt über genügend Wissen, um auf der Uni eine Chance zu haben. Sie bekommt von der Minnesota Chippewa Tribe ein Vollstipendium, bestimmte Prüfungen, die sie bis dahin nicht hat ablegen können, werden von ihr als Mitglied einer Minderheit zunächst nicht verlangt. Amerika scheint ihr trotz alledem die Möglichkeit zu bieten, durch "*luck*" (Begegnung mit Wheaton) und "*pluck*" (Mut) und "*hard work*" ihr Schicksal zu verbessern.

Die Möglichkeit einer Universitätsausbildung spielt auch im Leben der wichtigsten weiblichen Figur in David Heska Wanbli Weidens Krimi mit dem Titel Winter Counts aus dem

Jahr 2020 eine Rolle. Sie hätte die Möglichkeit, fern der heimatlichen Rosebud Indian Reservation (South Dakota) Medizin zu studieren, macht aber letztlich keinen Gebrauch davon, zumal sie nach bestandener Abschlussprüfung verpflichtet wäre, längere Zeit in New Mexico zu arbeiten. Stattdessen entschließt sie sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen in ihrer engeren Heimat zu arbeiten und dazu beizutragen, durch Propagierung von traditioneller und gesünderer Ernährung die zivilisationsbedingten Krankheiten auf dem Reservat zu bekämpfen.

Der eigentliche Held und Ich-Erzähler des Romans ist aber nicht sie, sondern ihr Verlobter, Ex-Verlobter und wieder Verlobter Virgil Wounded Horse, der sie wirklich liebt, genau so wie seinen verwaisten Neffen Nathan. Er hegt auch starke und positive Gefühle zu manchen verstorbenen Mitglieder seiner Familie. All diese Züge passen nicht zu dem typischen "tough guy" der Hammett/Chandler-Schule des Krimis, dabei ist Virgil hartgesottener als der Continental Op oder Philip Marlowe. Er ist nämlich weniger Privatdetektiv als Berufsschläger der brutaleren Sorte. Auf dem Reservat herrscht nach seinen Angaben eine Art Gerechtigkeitslücke: Die indigene Polizei darf sich nur um Bagatelldelikte kümmern, das für schwerere Straftaten zuständige FBI ist an Routinefällen nicht interessiert. Wenn also ein gut vernetzter Sportlehrer sexuell sich an seinen SchülerInnen vergreift, hat er vom Vater Staat nicht zu befürchten. Von Virgil schon, denn dieser lauert ihn auf und schlägt ihm im Auftrag erboster Eltern nach hartem Kampf mehrere Zähne aus. Dass diese Prügelei zu Beginn des Romans fast schon wie ein halbwegs fairer Duell abläuft, ist nicht beabsichtigt: Virgil hat die Widerstandskraft des Lehrers unterschätzt und deshalb seinen Baseballschläger und seinen Schlagring im Auto gelassen. Normalerweise nimmt er, wie er halb im Scherz verkündet, hundert Dollar pro ausgeschlagenen Zahn oder gebrochenen Knochen, gelegentlich arbeitet er aber auch "pro bono", insbesondere dann, wenn er auch private Gründe für die Misshandlung hat. Als ein Weißer ihn "fucking prairie nigger" titulierte, schlägt er ihn zunächst nieder, foltert ihn dann, bis er die gewünschte Information erhält, und kickt dem wehrlos Gemachten voll ins Gesicht. Virgil ist allerdings kein Rassist: Er foltert auch Indianer und wenn er dabei bleibende körperliche Schäden verursacht, so ist das ihm gleichgültig.

Gründliche Ermittlungen oder Spitzenleistungen seiner grauen Hirnzellen sind nicht Virgils Stärke, auch wenn er kein Idiot ist und sich schon mal Mühe gibt. Seinen großen Erfolg, die Rettung seines Neffen aus den Klauen eines Drogenkartells, verdankt er neben Folter auch einer Vision, die er während einer traditioneller Zeremonie hat. Damit wird der Krimi zu so etwas wie ein Entwicklungsroman. Eine negative Erfahrung lässt ihn zunächst zu der Überzeugung gelangen "that the Native traditions - the ceremonies, prayers, teachings - were horseshit". Mit der Zeit eines Besseren belehrt, fühlt er sich Epilog neun Monate nach Abschluss der Krimihandlung hoch geehrt, als ihm in einem "powwow" ein Medizinmann den "spirit name" Tatanka Ta Oyate (Buffalo Nation) verleiht, weil er sich als Verteidiger und Hüter der Gemeinschaft erwiesen habe.

Mit Virgil scheint der Autor, ein "enrolled citizen of the Sicangu Lakota nation", ein alt-hergebrachtes Vorurteil gegen die Ureinwohner zu bedienen: Indianer sind demnach, wie viele ältere Western es bezeugen, von Natur aus grausam. Allerdings sind in der Welt dieses Romans nicht nur die Lakotas brutal: Die Menschen, die den vierzehnjährigen Nathan wegen seiner Tätigkeit als Polizeispitzel zu Tode quälen wollen, gehören nicht zu ihnen. Virgil weiß jedoch schon damals, als er aus der ersten Schlägerei als Sieger hervorgeht, dass er nach bester Lakota-Tradition nach Unschädlichmachung des Gegners sich in "wacantognaka" (ist gleich Mitleid, Großmut, Güte und Vergebung) üben müsste. "Fuck that", sagt er sich, bevor er dem anderen die Schulter auskugelt und ins Gesicht tritt. Nicht seine Rassenmerkmale, nicht die indigenen Traditionen, sondern die Geschichte der indigenen Völker scheinen für seine Vorgehensweise verantwortlich zu sein. Am Ende des Romans würde er sich so nicht

mehr so äußern wie zu Beginn, aber auch dort wird breit angedeutet, dass seine Rolle als Vigilante bzw. Berufsschläger bzw. Rächer der Entrechteten noch nicht ausgespielt ist.

Da es auf den großen Reservaten South Dakotas zahlreiche Menschen gibt, deren Muttersprache nicht Englisch ist, wundert es den Leser wenig, dass der Autor seinen Roman mit Wörtern wie *"iyeska, oyate, kiksuyapi, yuwipi, eyapaha, mikatuye oyasin, waunsita"* spickt. Ihre Bedeutung wird dem englischsprachigen Konsumenten, also dem implizierten Leser, entweder erklärt oder man kann sie aus dem Kontext erschließen. Sie sollen wohl betonen, dass die Lakotas eine eigene Nation mit eigener Sprache und Kultur bilden. Aufklärung über Geschichte und Gegenwart der Ureinwohner ist sicherlich die Absicht des Autors, wobei er neben den üblichen Themen insbesondere die Probleme der Mischlinge betont. Virgil gehört zu ihnen und ist in seiner Schulzeit wegen dieser Tatsache von den *"Vollblütern"* gnadenlos und brutal gemobbt worden. Für einen Weißen mag er ein *"prairie nigger"* sein, aber wenn sein Gegner ein echter Lakota ist, dann wird er *"halfie"* oder *"half-breed bastard"* beschimpft. Auch außerhalb des Romans ist, nebenbei bemerkt, das Verhältnis zwischen *"full-blooded Indians"* und Mischlingen oft problematisch und zum Teil von politischer Bedeutung, denn die erste Gruppe scheint zumindest auf der Rosebud benachbarten Pine Ridge Reservation in den gewaltsamen Außenrandersetzungen in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts eher zu den Traditionalisten gehört zu haben, während die zweite Gruppe den üblichen Werten des amerikanischen Mainstreams gegenüber eher aufgeschlossen war. Virgils Entwicklung sollte in diesem Kontext gesehen werden.

Der Leser von *Winter Counts* wird häufig mit zahlreichen landeskundlichen Informationen bombardiert, angefangen von dem Alkoholproblem auf den Reservationen bis hin zu dem alltäglichen Rassismus im benachbarten Rapid City, die nicht umsonst den Spitznamen *"Racist City"* trägt. Man erfährt auch, welche Bedeutung die Black Hills für die indigene Bevölkerung haben, wie sie in den Besitz der Weißen gekommen sind und wie die gerichtliche Auseinandersetzung darüber juristisch geklärt wurde. Man wird in Kenntnis gesetzt, dass zahlreiche Indianer in den amerikanischen Streitkräften im Zweiten Weltkrieg gedient haben und bekommt eine recht ausführliche Schilderung des Massakers von Wounded Knee (29. Dezember 1890). Problematisch ist dabei, dass vieles davon einem Leser, der bewusst einen Roman eines indigenen Autors kauft, aller Wahrscheinlichkeit nach sattem bekannt ist. Das meiste davon findet man unter anderen auch in bayerischen Schulbüchern. Der Autor entgeht aber der Gefahr langweilig zu werden damit, dass er all das gut in die Handlung integriert, so dass man nicht den Eindruck bekommt, man werde mit erhobenem Zeigefinger belehrt.

Das Problem, gerade den Ureinwohnern gegenüber wohlgesonnenen Leser durch Darbietung von wohlbekannten Dingen zu langweilen, stellt sich auch dem *"Koori"* (gelegentlich die politisch korrektere Bezeichnung von Aborigine), genauer *"Kamilaroi"* Autor Philip McLaren, der nach einem historischen Roman über eines der im neunzehnten Jahrhundert nicht ganz seltenen Massakern an den Ureinwohnern 2001 mit *Scream Black Murder* einen sehr ehrgeizigen Krimi veröffentlicht hat. In einigen Teilen handelt es sich dabei um einen klassischen *"police procedural"*: In Sydney wird gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts nach der fragwürdigen Erschießung eines Schwarzen durch weiße Polizisten auf politischen Druck hin eine aus zwei Detektiven bestehende Aboriginal Homicide Unit gegründet. Die beiden Stellen sind mit einer Frau (Lisa Fuller) und einem Mann (Gary Leslie) besetzt. Naturgemäß hält sich die Begeisterung der Kollegen zunächst in engen Grenzen, und es dauert einige Zeit, bis sich die *"Neuen"* Anerkennung und Respekt in Polizistenkreisen erwerben. Also dürfen sie zunächst einen Serienkiller jagen, der sich auf schwarze Opfer spezialisiert hat. Als dieser aber versehentlich eine weiße Frau ermordet und der Fall damit höhere Wellen schlägt, werden sie in die zweite Reihe beordert. Sie sind es aber dennoch (Wen wundert es?), die den Täter schließlich verhaften. Wie in Thrillern nicht unüblich, kommt auch der Mörder persönlich in länge-

ren Passagen zu Wort, so dass der Roman auch so etwas wie den Psychogramm eines rassistischen Killers aus prekären sozialen Verhältnissen bietet. Das Leben der tatsächlichen und potentiellen Opfer wird durchleuchtet, so dass der Leser mit unterschiedlichen Biografien von Aborigines konfrontiert wird. Die Ehen der beiden Detektiven (die eine glücklich mit neuem Kind im Anmarsch, die andere kaputt und in Scheidung mündend) werden beschrieben, der Erzähler geht auch relativ ausführlich auf Kindheit der Ermittler ein: Gary wird als Schüler und Sportler diskriminiert, Lisa noch als Kind zwangsweise von ihrer Mutter getrennt und dann in einem Internat erzogen, dort schon mal von einem Lehrer begrapscht, später als junge Erwachsene von Staatsdienern um ihren Lohn betrogen. Da die beiden Polizisten sind, kennen sie auch haarsträubende Geschichten über zum Teil zu Unrecht verhaftete Aborigines, die in staatlichen Gewahrsam ums Leben kommen. Sie treffen auch auf sympathische Neuaustralier, so zum Beispiel auf einen Arzt, der frühere Angaben über die Diskriminierung der Ureinwohner im Gesundheitssystem bestätigt. Und so weiter. In der Summe entsteht so etwas wie eine umfassende Darstellung der Lage der indigenen Nationen in Australien, die übrigens nicht so einseitig ist, wie die obige kurze Zusammenfassung es vermuten lässt: Lisa wird zum Beispiel auf der "station", wo sie als junge Frau arbeitet, von der Besitzerfamilie korrekt behandelt und hat ein positives Verhältnis zu den weißen Kindern.

Wie schon erwähnt ist Scream Black Murder dadurch, dass es sehr vieles in einem Krimi zu integrieren versucht, sehr ehrgeizig. Bei der Lektüre hat man manchmal den Eindruck, dass weniger vielleicht mehr gewesen wäre. In einem nicht gerade langen Roman lassen sich all die angeschnittenen Themen kaum eindrucksvoll gestalten. Das wird zum Beispiel in der Szene deutlich, als Lisa von ihrer Mutter getrennt wird. Die Tatsache, dass Menschen so etwas anderen Menschen antun, ist an sich erschütternd, die Art der Darstellung lässt aber einen eher kalt. Sie ist auf der realistischen Ebene korrekt: Man kauft dem Erzähler gerne ab, dass sich das staatliche Kidnapping oft tatsächlich so abgespielt hat, wie Lisa sich daran erinnert. Vom Stuhl reißt das einen aber dann doch nicht. Man hat all das schon gelesen, und nicht nur einmal. Das gilt allerdings für unzählige Bestandteile unzähliger Krimis.

Scream Black Murder ist aber trotz dieser Kritik ein lesenswertes Buch, denn in der Darstellung der Welt der Aborigines bietet gerade dieser Roman eine wichtige Ergänzung zu Upfield und Hyland. Obwohl Lisa und Gary im Zuge ihrer Ermittlungen einen Abstecher in den australischen Norden machen, wo die Salzwasserkrokodile beheimatet sind und wo in manchen Gemeinden Menschen der indigenen Völker die Mehrheit bilden, sind die beiden Detektive wie die meisten dargestellten Aborigines Stadtmenschen. Durch welche historischen Vorgänge auch bedingt, ist ihre Heimat nun Sydney und nicht der Outback: Der Roman bietet keine Exotik. Die Koori sind wie die übrigen Australier auch keine Exoten, eine Tatsache, die gerne übersehen wird. Der typische Lebensort der Aussies ist die Betonwüste der Metropolen beziehungsweise die endlosen Suburbs und nicht die Gibsonwüste oder die Nullarbor-Ebene.

Nach der Vorstellung einiger Krimis indigener Autoren bleibt nur noch ein Hinweis auf eine elementare Tatsache übrig: Murder on the Red River oder Winter Counts hätte ohne weiteres von einem WASP, von einem Afroamerikaner, von einem Hispanic oder von einem Amerikaner asiatischer Herkunft geschrieben werden können, der sich aus welchen Quellen auch immer mit Geschichte und Gegenwart des Handlungsortes vertraut ist und über Empathie verfügt. Nichts steht in Scream Black Murder was einem Europäer grundsätzlich verborgen sein müsste. Was zählt ist der Roman und nicht die Rasse oder das Geschlecht des Autors.